

DISKUS

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

6. Jahrgang — Heft 3 Preis 10 Pfg. April 1956 Verlagsort Frankfurt a. M.

Vom Bilde des Studenten

Wir nähern uns dem achten Jahrestag eines Ereignisses, das dem allgemeinen Ferment gesellschaftlicher Nachkriegsentwicklung zugehörig, die Hoffnungen der Kriegs- und Nachkriegsgeneration an den deutschen Hochschulen beflügelt hatte. Im Jahre der Währungsreform, 1948, legte ein unabhängiger Studienausschuß unter Vorsitz von Herrn Henry Everling, Hamburg, auf Anregung der damaligen Britischen Militärregierung ein „Gutachten zur Hochschulreform“ der deutschen Öffentlichkeit vor. Hier wurde der deutschen Hochschule mit ebenso dünnen wie maßvollen Worten bescheinigt, sie habe „mit der sozialen Umgestaltung unserer Zeit nicht Schritt gehalten“, sie bilde ferner „den spezialisierten Intellekt und nicht den Menschen aus“.

Wem diese zurückhaltenden Formulierungen noch in den Ohren klingen, der mag sich durch die folgende Entwicklung beinahe eines Jahrzehnts zu Ungemach, Ungeduld und Bitterkeit getrieben fühlen. Unter den Cassandra-Rufen deutschen Geistes sind denn auch mittlerweile solche, die im Schutz der Vertraulichkeit meinen, man müsse heute für die Schließung der Universitäten eintreten, um als Wissenschaftler und Hochschullehrer reinen Gewissens zu sein.

Die Bilanz deutscher Hochschularbeit stellt sich demnach alarmierend dar. Deutsche Universitäten und Fachhochschulen haben jährlich einen Ausstoß von etwa 20 000 Absolventen erreicht, deren unheimliche Fähigkeit zum zweckrationalen Denken und Verhalten ihr Korrelat einzig in der Verzagtheit und Naivität gegenüber allen Grundfragen der Menschheit und der Geschichte hat. In jener eigentümlichen Wechselwirkung von akademischer Freiheit und wirtschaftlichem Zwang — bei unbestrittenem Primat des letzteren — entsteht ein Typ des Studenten, den das geistige Wagnis schreckt und dessen politische Lethargie den Anrechtsschein auf das Neu-Rentnertum der Konsumgesellschaft besiegelt.

War doch die vornehmste Sorge jener Liquidationstreuhand des deutschen Geistes aus Not (nicht aus eigenem Trieb) die Frage nach der angemessenen Elitenbildung in der modernen Industriegesellschaft gewesen. Hatte sich nicht unter den Augen der ganzen Welt die fast widerstandslose Gleichschaltung unserer Nation und ihrer akademisch trainierten Schichten durch den Machtapparat einer Pseudophilosophie vollzogen? Kannten deutsche Richter und Ärzte, Lehrer und Beamte, Künstler und Techniker die eklatanten Trugschlüsse des Malthusianismus („Volk ohne Raum“) und der Rassenlehre als „Sozial“-Theorien nicht? Lag ihnen am Plausibilitätsbeweis des deutschen Eigen-Wertes so viel, daß die Vernebelung der Vernunft ein geringer Preis schien? Oder waren sie naiv genug, wie nur zu viele Menschen heute, den Chauvinismus, die Rassenlehre und damit den Antisemitismus als Kern-Tendenz des Faschismus zu ignorieren?

Wie konnte es dazu kommen? Eine Tradition, deren Auftrag es war, das Erbe Wilhelm von Humboldts zu verwalten, hatte diese Kapitulation weder hemmen noch verhindern können. In den Fugen ihrer akademischen Freiheit des Lernens — und des Nicht-Lernens — hatte offensichtlich ein deutsch-nationaler Obskuranismus genistet, dessen Kommentar es erforderte, die ganze humanwissenschaftliche Entwicklung, die von Marx, Freud und Pawlov ihre Impulse empfing, zu „schneiden“.

Die Studienkommission konnte sich 1948 offenbar der Folgeung nicht verschließen, daß irgend jemand immer den Menschen prägt — selbst wenn dies die Universität nicht tun wollte. Hier sah sie eine Aufgabe, wenn nicht eine Verpflichtung der Universität: In der Prägung einer angemessenen Elite — über intellektuelles und sachliches Expertentum hinaus. In der damit verbundenen Forderung nach politischer Bildung des Studenten in Theorie und Übung scheint die Hoffnung reflektiert, die heranwachsende Führungsschicht unserer Gesellschaft gegen die Ansprüche der antihumanistischen Macht Tendenzen und -Gebilde unserer Epoche zu rüsten.

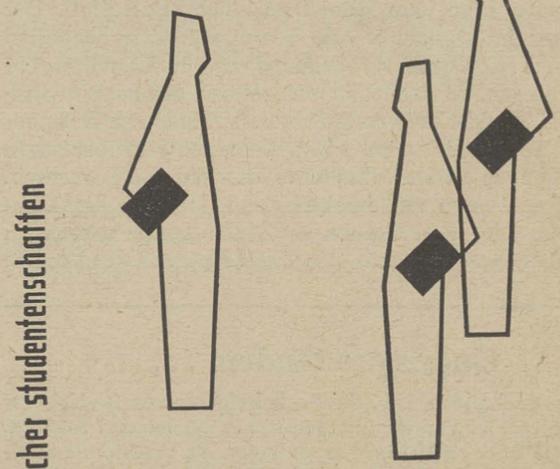
Ein Blick zurück auf unsere Bilanz von 1956 zeigt uns einen deutschen Studenten, dessen politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und philosophische „common sense“-Vorstellungen nur unwesentlich von denen vor 1933 abweichen. Er neigt, wenn überhaupt neigt, zu einem gewissen abendländischen Supra-Nationalismus, kaum verblühten stände-staatlichen Auffassungen und zu einer milden Bewunderung des Deutschen als Leistungs- und Gemütsmenschen. Seine Vorstellungen von der relativen Bedeutung von Umwelt und Vererbung in der Genesis des Menschen (und damit Erziehbarkeit) sind schwerlich klarer, als die Anschauungen seiner Eltern vor 30 Jahren, und sein Verständnis vom Wesen historischer Prozesse ist im besten Fall dem 19. Jahrhundert entlehnt.

Nie ist er der Strenge methodischer Disziplin, etwa im Sinne des mittelalterlichen Trivium, unterworfen worden. Er ist in der

Regel weder in der formalen Logik noch im dialektischen Denkprozeß wirklich zu Hause. Die Epistemologie, die er in den ersten 20 Minuten seiner Einführungsvorlesungen vorgesetzt bekommt, reicht meist nicht einmal für den Hausgebrauch. Seine sprachliche Ausdruckskraft hat ihre letzte Pflege im Abiturientenaufsatz erfahren. Zur mündlichen Artikulation ist er in der Universität nie fördernd angehalten worden. Über die psychischen und ideologischen Grenzen der Erkenntnis äußern sich seine Lehrer nur zögernd. Die kritische Analyse seiner Gesellschaft, ja der Körperschaft deren Glied er ist, der Universität, ist ihm zutiefst befremdlich.

Sicher ist es unrichtig, dieser unglückseligen Generation die Verantwortung für ihr So-Sein aufbürden zu wollen. So wendet sich dann, auf der Suche nach Ursachen, der Blick der „Anstalt“ zu, die diese Generation bevölkert: jener Universität, die eine „Corporatio“ sein sollte. Einst, als „Universitas Litterarum“, verkörperte sie die Einheit der Welt des Geistes, war sie autonome Heimstätte der Lehrenden und Lernenden, teilte die Gelehrtenrepublik eine gemeinsame Sprache. Zuzeiten und in Ländern ihrer höchsten Blüte ist die Universität so etwas wie das Gewissen der Menschheit. Wo ihr Verhältnis zur Öffentlichkeit in Ordnung ist, stellen ihre Professoren und Studenten immer wieder die Wortführer der Nation. Ein Blick nach Frankreich, England oder Amerika zeigt, daß die Universität in einem bei uns ungekannten Maße zum geistigen Kompaß der Gesellschaft werden kann. Das amerikanische New Deal der dreißiger Jahre, der gesellschaftliche Aufbau-Elan Englands in den letzten Kriegsjahren und ersten Nachkriegsjahren, das reiche Ausmaß der politischen und philosophischen Grundfragen unseres Jahrhunderts im heutigen Frankreich, sie alle sind ohne die Universitäten nicht denkbar. Hier ist die Universität aus ihren Mauern herausgetreten, ist „unter die Menschen gegangen“ und hat sich zum bewußten Träger des kulturellen Lebens der Völker gemacht. Man schaue sich in unseren Ländern um und stelle fest, in welcher

hamburg
3.-6.mai 1956



verband deutscher studentenschaften

4. deutscher studententag

Form die Gelehrtenrepublik ihre Abrechnung mit dem National-Sozialismus vollzieht oder in der großen Auseinandersetzung zwischen West und Ost Stellung nimmt.

Man hat oft eingewandt, zur Reform unserer Universität fehle die verbindliche Konzeption. Demnach ist die Mission der Uni- (Fortsetzung Seite 10)

Lieber Mulus!

In den fünf Lebensjahren des DISKUS hat es sich eingebürgert, in der jeweils ersten Nummer des Semesters und an dieser Stelle Sie, lieber Mulus, als den jüngsten Bürger der Universität mit ein paar Gedanken zu begrüßen. Zunächst scheint es, als bliebe uns als Studentenzeitung nicht viel, was Ihnen für die ersten Schritte auf akademischem Parkett zu raten wäre. Die ethischen Grundsätze, die für das Studium als wichtigsten Bildungsabschnitt gelten oder gelten sollten, wird man Ihnen auf der Immatrikulationsfeier aus berufenem Munde vermitteln, das technisch Wichtige werden Sie nach einigen Mühen aus der Fülle der Anschläge und Merkblätter zu eliminieren wissen.

Aber diese Dinge allein umfassen noch nicht den Komplex des Studiums. Vergessen Sie nicht, daß sich für Sie mit dem Wechsel Schule — Universität auch die Gegebenheiten geändert haben. Freilich können Sie das Wesen der Schule auf der alma mater wiederfinden, wenn Sie Genüge darin finden, von Anbeginn regelmäßig Ihre Kollegs zu besuchen, die Aufgaben der Seminare und Praktika pfleglich und gewissenhaft zu erledigen, um nach den vorgeschriebenen Semestern ein gutes Fachexamen abzulegen.

Genügt Ihnen das, wären Sie besser auf einer Fachschule, die erfahrungsgemäß dafür bessere Dienste leistet. Dem Studenten im eigentlichen Sinne gehören aber nach unserer Ansicht, neben der speziellen Ausbildung das, was die Amerikaner politics nennen. Schlechthin die Gesellschaft, die Sie für eine wichtige, spätere Funktion im ganzen ausbilden läßt, verlangt von Ihnen Eigenes, Aktivität. Der Begriff politics umfaßt durchaus nicht nur die Politik zwischen Atombombe und Wahlversprechen, sondern er meint jegliche Art zwischenmenschlicher Beziehungen. Ihr Interesse an politics kann ihren Niederschlag darin finden, daß Sie sich in der Selbstverwaltung betätigen, die Versammlungen einer oder mehrerer Gruppen besuchen, als Akteur oder Beleuchter der Studentenbühne mitwirken oder auch darin, daß Sie sich hin und wieder mit anderen Kommilitonen bei einer Tasse Kaffee über einen Zeitungsartikel streiten.

Lassen Sie sich nicht davon beirren, daß Sie diese Aktivität bei Ihren Kommilitonen selten, zu selten finden, sondern seien Sie eingedenk, daß der Student eine gesellschaftliche Rolle zu spielen hat, will er sich und die Universität nicht zur Bedeutungslosigkeit herabwürdigen. Die Gesellschaft gewährt Ihnen eine Zeit unverhältnismäßig großer Freiheit (die freilich nicht im Materiellen zu suchen ist), aber sie erwartet, daß diese Zeit genutzt wird. Beobachten Sie bitte, welche Bedeutung die Studenten bei den meisten anderen Völkern haben, ziehen Sie Vergleiche und den Schluß daraus.

Um im Metier zu bleiben, eine gute Gelegenheit, seinen Teil „politics“ zu leisten, bietet Ihnen die Studentenzeitung. Leider ist die „Deutsche Studentenzeitung“ offensichtlich den Weg alles Irdischen gegangen, denn sie ist seit Herbst vergangenen Jahres nicht mehr erschienen. Weil wir aber der Meinung sind, daß wir Studenten in der Bundesrepublik nicht nur lokale sondern auch eine überregionale Zeitung brauchen, um unsere Anliegen wirksam zu Gehör bringen zu können, hat sich der DISKUS entschlossen, ab sofort eine Deutschlandausgabe herauszubringen, deren Spalten allen Interessierten zur Mitarbeit offenstehen. Wir glauben so unabhängig zu sein, wie selten eine Zeitung und garantieren, daß keine Meinung unterdrückt wird, sofern sie in Form und Gehalt dem Niveau des akademischen Bürgers entspricht.

Verzeihen Sie bitte, lieber Mulus, diesen Anflug von Reklame, aber wir glauben, daß er sich — zumal nicht mit materiellen Interessen verquickt — in den Rahmen dessen einpaßt, was Ihnen gesagt werden sollte.

Es sind Ihnen nun die zwei Seiten der via academica gezeigt worden. Auf der einen sehen Sie die Spuren des Fachschülers, viele Spuren. Auf der anderen die Spuren des Funktionärs und Vorsitzenden von unzähligen Arbeitsausschüssen, wenige Spuren. Ihr Weg sollte in der Mitte der Straße sein. Er ist schmal und gefährlich wegen der Balance, aber er übt.

Werner Schaffniet

Man sagt in Bonn . . .

Osterferien in der Bundeshauptstadt. Bonn war wieder Provinz geworden, ein kleines, verträumtes, romantisches Städtchen. Die Prominenz war ausgeflogen. Der Kanzler reiste in die Schweiz, Erholung suchend auf dem Monte Verità, dem Berg der Wahrheit. Der Außenminister kniepte in Bad Wörrishofen, Minister und prominente Abgeordnete fuhren zur Tagung der Interparlamentarischen Union an die blaue Adria. Die hohe Politik duldet aber keine Pause, darum waren die grauen Eminenzen dageblieben.

Botschafter Haas kam aus Moskau zur Berichterstattung. Wem hat er wohl seine Moskauer Impressionen mitgeteilt? Der Minister war nicht zu sprechen, sein Staatssekretär weilte in Istanbul bei der Konferenz der deutschen Missionschefs im Nahen Osten, begleitet vom Chef der Länderabteilung und vom Leiter der Personalabteilung des Auswärtigen Amtes.

Der Kanzler verlangte nach seinen Experten. Sie eilten deshalb nach Ascona zur Besprechung der Abrüstungsverhandlungen, die eben in London in eine Sackgasse geraten waren, nachdem der französische Ministerpräsident Gedanken zum Ost-Westproblem geäußert hatte, die wirklichen Nachdenkens wert sind. Darum standen sie auch in Ascona zur Debatte. Man kam schnell zu einem Entschluß. Der Botschafter in Moskau wurde beauftragt, den deutschen Standpunkt zur Wiedervereinigungsfrage im Kreml persönlich darzulegen. Ist damit die neue Aktion aus Paris neutralisiert? Es ist nicht verwunderlich, daß Frankreich Entspannung in Europa dringend sucht, denn seine afrikanischen Schwierigkeiten drohen ihm über den Kopf zu wachsen. Man braucht einen außenpolitischen Erfolg um die Kampagne von Blut und Tränen in Afrika kompensieren zu können. Darum der Blick zu den Zwiebeltürmen des Kremles.

Quousque tandem . . .

Ein Durchschnittsmensch, Straßenbahnfahrer von 9—1/24 (der Tarife wegen), an Verkehrsunfällen bisher nur leidend beteiligt, unterliegt wieder einmal im Kampf gegen die verchromte Stoßstange. Umgeben von einem Haufen Unbeteiligter, die sich unmittelbar betroffen fühlen, kommt er aus seiner ersten Ohnmacht hoch. Bei Abwägung des ihn umgebenden Geschreis überwiegt eine Gruppe wohlgekleideter, mit trockenen Schuhen versehener Herren, sich durch diese Attribute als Besitzer von schützenden Karosserien zu erkennen gebend, die mit wohlmeinenden Worten den Fall besprechen. In seiner Benommenheit vermag er nur Fetzen zu erfassen: „Untauglicher Fußgänger“, „Blödel“, „Idiot“, was ihn sofort veranlaßt in einer zweiten Ohnmacht Trost zu suchen.

Ein unförmiger Chirurg setzt ein Brecheisen an, die schützende Schädeldecke fliegt beiseite, der Mensch liegt restlos offen. Beifälliges Nicken der Umstehenden läßt den Fall scheinbar klar erscheinen. Eine zerbrochene Schallplatte kommt zum Vorschein. Niemand ist beunruhigt, sondern man blickt sich eher amüsiert gegenseitig an. Die Operationsschwester reicht sofort eine sterile neue Platte, mit geübter Hand wird sie eingesetzt, einige weitere Verrichtungen folgen, dem Blick des Zuschauers entzogen, offenbar aber das Auflegen eines Tonabnehmers, wie ein Wissender versichert. Mit sorgfältigen Kreuzstichen wird die Schädeldecke an ihrem angestammten Orte wieder befestigt. Beim Abspielen des Restes der mehrfach zerbrochenen Platte ergab sich, daß der Satz: „Ich bin Fußgänger und deshalb minderwertig“, offenbar schon vor dem Unfall durch einen vorangegangenen Sturz auf der Treppe nicht mehr spielfähig war. Der Rest der Platte, der die ethischen Leitsätze des Fußgängers enthielt, war bei dem Unfall zerbrochen. Der Autofahrer wurde selbstverständlich freigesprochen, von einer Bestrafung des Fußgängers sah man gna-denhalber ab, da er sich ja schon bei dem Unfall in einem nicht mehr zurechnungsfähigen Zustande befunden habe, drückte aber im Urteil klar aus, daß ein nochmaliger Verstoß gegen die herrschende Ordnung und das Unterlassen der Meldepflicht zu schweren Strafen führen werde. Der zum Beklagten gewordene Kläger gelobte demütig Reue.

Noch während der Ohnmacht stellte der hinzugezogene Arzt Schädelbruch fest, der eine Einlieferung in die chirurgische Klinik notwendig mache. Hermann Kleinstück

Sport am Sonntag

Sich für Sport zu interessieren, heißt sonntags am Fernschirm hocken. Wie könnte man also die mit den Sozialgebühren zur Pflege des Sportes aufgebrauchten Beträge besser verwenden als durch den Ankauf eines solchen Gerätes?

Das dachten wohl auch die zur Förderung des freiwilligen Sportes der Studentenschaft Berufenen, als sie hartnäckigen Behauptungen zufolge noch kurz vor dem Ende des Haushaltsjahres die Flimmerkiste erwarben. Sport treiben werden die Studenten kaum. Die wenigen bestehenden Möglichkeiten, die vorhandenen Geräte werden niemals oder nur selten genutzt. Warum also neue Sportgeräte kaufen und zu den alten in die Ecke stellen, warum Sportplätze mieten, damit das Gras dort unbetreten wachsen kann? Haushaltsmittel sind weiß Gott sinnvoller zu verwenden, selbst wenn sie viel zu reichlich fließen!

Die Sache hat nur einen Haken. Werktags wird Sport nicht gesendet. Und am Sonntag ist die Universität geschlossen.

Wir kommen auf diese peinliche Angelegenheit noch zurück. K. Walter

Während in den Satellitensaat das große Wehklagen über die Verfehlungen der Stalinistischen Ära seinen befohlenen Lauf nimmt, haben sich die Dioskuren Bulganin und Chruschtschew nach London aufgemacht um zu testen, wie die Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit auf die demokratischen Gemüter gewirkt hat.

Indessen wartet man in Bonn mit hellhörigen Ohren auf neue Töne im Konzert der Mächte. Man gewinnt Zeit zur Betrachtung kleinerer Dinge, Dinge die es aber in sich haben. Wir haben einen Oberbefehlshaber, drei Wehrteile — Heer, Luftwaffe, Marine — und einen Deserteur. Unsere Bundeswehr ist damit eine wirkliche Armee geworden, denn was wäre eine Armee ohne Deserteur, und gäbe es Deserteure ohne eine Armee? Der Oberleutnant der Flieger aus Kaufbeuren ist abgerückt, weil sein früheres Privatleben ihn in den Kasernenhof verfolgte und die Uniform kein wirksamer Schutz gegen die Justiz ist. Beim hohen Offizierskorps wird es keine fragwürdigen Existenzen geben, denn der Personalgutachterausschuß wird weiterhin über seine Integrität wachen. Der Vorstoß der Deutschen Partei im Bundestag ist gescheitert. Die große Mehrheit des Hauses hat dem Ausschuß ausdrücklich das Vertrauen ausgesprochen und ihn beauftragt, seine Arbeit fortzusetzen. Dagegen scheint das Luftwaffenpersonalamt noch obskure Vorstellungen von den

. . . und in Deutschlands Hauptstadt

Unbeschadet der Verbundenheit, die wir der Stadt und ihrer Bevölkerung entgegenbringen, scheint es doch einmal angebracht, auf die politischen Strömungen hinzuweisen, die sicher die politische Struktur des mitteleuropäischen Raumes entscheidend bestimmen werden. Den Versuch, sie aufzuspüren, betrachten wir als notwendige Aufgabe. Dabei besteht die Gefahr, daß verständliche Hoffnungen zerstört werden. Aber auch neue Ansatzpunkte für eine Neuordnung des politischen Denkens werden sichtbar, die der Stadt Berlin als Weltstadt gerecht werden und ihren Bewohnern das Gefühl geben, daß Berlin auch künftig wichtige Aufgaben zu erfüllen haben wird.

Oft wird der Dunstkessel Bonns gegen die frische, freie Luft Berlins ausgespielt. So liebenswürdig dies für die Spree-stadt ist, so wenig nützt es ihr, weil das Argument der frischen Luft nur so lange gilt, als es sich auf den westlichen Teil der Stadt bezieht. Welchen Dunstkessel wir aber für den östlichen Teil der Stadt anzunehmen haben, verrät niemand. Das zeigt, wie wenig mit oberflächlichen Bestimmungen erreicht wird. Überhaupt gilt es, das Berliner Phänomen ins rechte Maß zu rücken. Es nützt gar nichts, wenn wir es mit irrationalen Ballast belasten. In jedem Falle — ob posi-

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

tiv oder negativ — wirkt er peinlich und hemmt die richtige Einschätzung der Lage Berlins. Einerseits genießt es leidenschaftliche Verehrung, andererseits wird es kühl und gleichgültig betrachtet. Die Berliner werden dazu neigen, den Akzent der Verehrung für Westberlin auf die Bevölkerung Mitteldeutschlands zu legen und die Gleichgültigkeit der Bundesrepublik anzukreiden. Uns kommt es jetzt auf das letztere an. Auf die Gleichgültigkeit, welche sich hinter tönenden Worten bundesrepublikanischer Politiker verbirgt.

Das französische Sprichwort „Nichts ist dauerhafter als ein Provisorium“ umreißt am besten die Situation. Unter dem Druck des politischen Geschehens von 1945 hat sich das Schwergewicht der politischen Entscheidungen für unser westliches Vaterland an den Rhein verschoben. Jeder ist blind, der die Bedeutung Bonns nicht wahr haben will. Die Berliner selbst — das geht aus ihren Briefen hervor — sehen am besten, mit welcher Zähigkeit das Sein der politischen Verhältnisse, daß sich heute von der Wirtschaft nicht trennen läßt, das Bewußtsein der handelnden Staatsmänner beeinflußt. Die Erinnerung an vergangene Zeiten läßt dabei freilich leicht die eigene Bedeutung für jetzt überschätzen. Hier weist das Sprichwort, das wir zitierten, über sich hinaus und wird zur unmittelbaren politischen Realität. Darin wird es zugleich zum Ausdruck der politischen Situation für ganz Deutschland, das noch immer gespalten ist. Nur in dem Grad, wie sich das Spiel der weltpolitischen Kräfte verändert, dürfen wir auch auf eine Änderung des Kräftespiels in Deutschland hoffen. Daß sich Änderungen anbahnen, liegt in der Luft.

Anforderungen zu haben, die es an einen Offizier, geschweige denn an einen Kaderoffizier zu stellen hat.

Unversehens ist die Diskussion um die Organisation der Bundeswehr neu entfacht worden. Sozialdemokratie und Freie Demokraten sind für ein kleines Berufsheer und in übrigen für eine Miliz. Für diese Miliz würde eine kurze Ausbildungszeit genügen.

Besonders für die Studenten ergeben sich dadurch ganz neue Aspekte. Nach der Verabschiedung der Wehrgesetz durch den Bundestag hatte man sich wohl oder übel damit abgefunden, die achtzehn Monate Dienst vor dem Studium abzuleisten. Jetzt taucht die Frage auf, ob man die wenigen Monate Milizausbildung nicht auch während des Studiums auf sich nehmen könnte. Vielleicht in den Semesterferien oder in einem Urlaubsemester. In England und in den USA ist dies seit langem üblich. Als ich mich vor Jahren an einer englischen Universität bei einem Kommilitonen über den Lärm der Düsenjäger beschwerte, die regelmäßig über das Universitätsgelände hinwegbrauten, sagte er mir entschuldigend, das sind unsere boys, die im Militär-Campus der Universität an Düsenjägern ausgebildet werden. Sie fliegen gerne über die Universität. Wir kennen sogar die Nummern ihrer Maschinen!

Es ist aber zu wünschen, daß die Universität sowohl vom Lärm der Düsenjäger als auch von der Belastung durch militärische Verpflichtungen verschont bleibt.

spectator

Berlin fällt die unangenehme Aufgabe zu, immer wieder daran zu erinnern, möglichst auf eine Änderung des politischen Kräftespiels zur deutschen Einheit hinzuwirken. Es ist seine — darüber hinaus unser aller — Tragik, daß diese Forderung stets nur als Appell hervorgebracht werden kann, ohne daß hinter ihm auch immer die bestimmenden Kräfte der Bundesrepublik stehen. Das unterschätzt nicht die Bedeutung der politischen Stimme Berlins. Hier ist es aber auch unbedingt notwendig, sie nicht zu überschätzen. Wir sagen nicht, daß die führenden politischen Kräfte der Bundesrepublik etwa gegen eine Beeinflussung der weltpolitischen Situation zugunsten der Wiedervereinigung sind. Nur ist die Bonner Perspektive sicher eine andere als die von Berlin. Der verständliche Vorwurf Berlins an Bonn, noch immer keine Formel für die Wiedervereinigung gefunden zu haben, ist darum trotz aller Berechtigung auch eine Überforderung Bonns, dessen politische Macht bedeutend überschätzt wird. Deutschland, gespalten in Ost und West, kann eben solange nicht als weltpolitisch handelnder Teil betrachtet werden, als diese Spaltung andauert. Die psychologische Schwierigkeit für uns in Deutschland liegt dabei auf der Hand. Nur sie verteilt sich verschieden in ihrer Belastung. Erwägt nun Bonn, mit Energie bei den westlichen Verbündeten die Aufrechterhaltung der Koppelung zwischen Abrüstung und Wiedervereinigung aufrechtzuerhalten, so geschieht das sicher eine Nuance weniger leidenschaftlich, als Berlin die Wiedervereinigung betreiben würde; denn es hat die Absurdität dieses Zustandes viel unmittelbarer vor Augen. Die Schizophrenie der Spaltung Berlins selber ist für einen Außenstehenden auch beinahe nicht zu begreifen. Indem auch wir immer nur einen Teil Berlins meinen, müssen wir sie mitvollziehen. Unter dieser Gefahr stehen aber alle Ausführungen über diese Stadt.

Das schmerzliche Gefühl für Berlin ist, im Spiel der großen politischen Auseinandersetzungen immer mehr an den Rand gedrückt zu werden. Vielleicht kann auch der Mensch eine psychologische Belastung nur bis zu einem gewissen Grad ertragen, über den hinaus der Seismograph der Anteilnahme nicht mehr ausschlägt? Die „causa prima“ dafür liegt freilich schon in der Zeit, als die Deutsche Reichsregierung mit so durchschlagendem Erfolg va banque zu spielen begann. Auch das vergessen wir gern. Bei den neuen politischen Konstellationen aber ist Berlin — innerhalb des deutschen Rahmens — stets mehr Objekt als tätiger Teil gewesen, gemessen an seiner Bedeutung, die es davor hatte. Eine Stadt mit annähernd gleicher Bedeutung besteht aber in Deutschland zur Zeit überhaupt nicht. Beim letzten Frankfurter Universitätsfest war der Regierende Bürgermeister von Berlin, Otto Suhr, zu Gast und sprach auch von der Funktionswirkung Berlins als Hauptstadt. Bewiesen an der dramatischen Zuspitzung in der Auseinandersetzung zwischen Bonn und Frankfurt um den provisorischen Sitz der Bundesregierung. Mit Berlin im Hintergrund entschied man sich damals für Bonn. Und noch immer ist Berlin, wenn auch seiner ehemaligen Funktion für uns enthoben, in seiner Bevölkerung gemindert und in seiner wirtschaftlichen Funktion gelähmt, die Weltstadt. Indem durch sie der Riß zwischen Ost und West geht, bleibt Berlin der neuralgische Punkt der deutschen Politik. Und darüber hinaus auch für die große Politik.

x—y—z

Mitleid mit Hitler

Im Göttinger Plesse-Verlag, zu dessen Autoren der fanatische Jagdflieger Hans Ulrich Rudel, ein Oberstgruppenführer Hausser und der steinalte Hans Grimm gehören, erschienen zuletzt, in blutrotes Leinen gebunden, nachgelassene Aufzeichnungen, die Alfred Rosenberg während seiner Nürnberger Haft angefertigt hat.

Dem Buch werden zwei Vorworte vorausgeschickt. Zunächst das Vorwort des Verlags, in dem zu lesen steht: „Der Problematik einer solchen Veröffentlichung voll bewußt, enthält sich der Verlag jeder inhaltlichen Stellungnahme.“ Dann folgt, mit faksimilierter Unterschrift, ein Vorwort des Verfassers, das mit den Sätzen endet: „Es hat sich eben der Zusammenbruch eines Reichsaufbaus vollzogen, in einem heute noch unausdeutbaren Schicksal, in dem angesichts des Millionenelends alles gegen uns zu sprechen scheint. Und doch: was war das für ein anständiges Wollen, welches kameradschaftlicher Einsatz beherrschte einst die ringende Bewegung, wie herzlich war das Verhältnis bei Besuchen! So will ich denn einer Anzahl solcher Kameraden gedenken, mit denen mich das Schicksal einst zusammenführte, die heute zum größten Teil tot sind, die aber sicher noch in vielen Herzen leben.“

In diesen „Letzten Aufzeichnungen“ ging es Rosenberg jedoch um mehr, als das Skizzieren von Erinnerungsbildchen; es ging ihm um Rechtfertigung der Pseudo-Philosophien seines Hauptwerkes, des „Mythus des Zwanzigsten Jahrhunderts“. Weit davon entfernt, die eigene Mitschuld zu erkennen, bezeichnet er drei seiner toten Kameraden als die Haupturheber der Katastrophe: Goebbels, Bormann, Himmler. Dann nachträglich mißbilligt der inhaftierte Chef-Ideologe des Dritten Reiches nun doch mit aller Schärfe die Konzentrationslager und das Propagandaministerium. Damit glaubt er die Bewegung aber auch genügend rehabilitiert zu haben. „Der Nationalsozialismus war eine europäische Antwort auf die Frage unseres Jahrhunderts. Er war die edelste Idee, für die ein Deutscher die ihm gegebenen Kräfte einzusetzen vermochte.“

Versehentlich wird dann aber die enge Verbundenheit von Idee und Praxis durch die Worte bestätigt: „Wenn ich heute lese, daß die ‚Weltbühne‘ wieder erscheint und genau so schreibt wie früher, daß die Kerr und die Th. Th. Heine noch da sind und der George Grosz . . ., daß sie alle aus dem Exil wiederkehren und schreiben und zeichnen wie einst vor 1933, dann müßten sie doch wissen, daß das anständige Deutschland genau so reagieren muß, wie es einst mit uns reagierte. Und damit demonstrieren diese ewigen Emigranten noch einmal unsere einstige innere Notwendigkeit, die sie doch mit furchtbarem Erfolg als reine Böswilligkeit vor aller Welt gebrandmarkt hatten.“

Diese nur halbe Uneinigkeit Rosenbergs mit sich selber tritt am deutlichsten in den Sätzen zutage, mit denen er des alten Kameraden Hitler gedenkt: „Und jetzt ist mit ihm Deutschlands Zerstörung gekommen. Da steigt manchmal

bei mir das Gefühl des Hasses auf, wenn ich an die Millionen gemordeter, verjagter Deutscher denke, an das unsagbare Elend, die Ausplünderung eines tausendjährigen Gutes. Dann aber kommt doch wieder das Gefühl des Mitleids mit einem auch einem Schicksal unterliegenden Menschen, der dieses Deutschland ja auch heiß geliebt hatte . . .“

Dieser kurze Querschnitt durch das Werk läßt erkennen, daß es für die wissenschaftliche Forschung des Dritten Reiches nur von untergeordneter Bedeutung ist. Daß Rosenberg es beinahe fertig bringt, dem Führer dafür gram zu sein, daß er den Krieg nicht gewann, aber dem Führer dann doch nicht soviel Schuld zuschreibt, wie den verjagten und ermordeten Intellektuellen: das entspricht durchaus unserem Bild von der Geisteskraft der Urheber des Dritten Reiches. Eine wissenschaftliche Veröffentlichung dieser „Letzten Aufzeichnungen“ könnte in keiner Hinsicht als problematisch bezeichnet werden.

Problematisch wird die Veröffentlichung erst dann, wenn man — wie es der Plesse-Verlag tut — auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet und es den Lesern offenstellt, das Hitler-Regime zu verneinen oder zu bejahen. Denn in den Händen all jener Leser, die — sei es, weil ihnen die Wahrheit unangenehm ist, sei es aus mangelnder Kenntnis der Tatsachen — geistig nicht in der Lage sind, den sentimentalischen Idealismen und verlogenen Folgerungen Rosenbergs entsetzliche Realität entgegenzuhalten, muß dieses Buch zu einem Instrument staatsgefährdender Meinungsbildung werden, bestätigt es doch das schwelende Ressentiment, die Katastrophe sei nicht Ausdruck des Systems gewesen, sondern ein bedauerlicher Betriebsunfall. Und dieses Ressentiment ein wenig aufzuschüren, war offensichtlich die Absicht des Plesse-Verlages.

Andreas Donath

Oberst sucht Stellung

In der „Frankfurter Allgemeinen“ inserierte jemand: „Vom Personal-Gutachter-Ausschuß abgelehnter Oberst (i. G.) a. D. in ungekündigter hoher Ministerial-Stellung, 47 Jahre . . . sucht Stellung in der Industrie.“

Mit wenig Gedankenakrobatik läßt sich erraten, um wen es sich handelt. Allein darauf kommt es nicht an. Neu dagegen ist die Art, solcherlei „Fähigkeiten“ wirkungsvoll anzubieten. Und sie scheint so unbedenklich nicht, als daß man sie unkommentiert übergehen könnte.

Seither galt es als Norm, daß jemand, der von einem Ausschuß abgelehnt wurde, durch eine Prüfung fiel oder sonstwie Anforderungen nicht genügen konnte, sich erst einmal in die Klausur begab und sich dann auf anderem Gebiet versuchte, seinen Mißerfolg wohlweislich für sich behaltend. Hätte er damit noch geprahlt, wäre er des gesellschaftlichen Gespöts sicher gewesen. Niemand ist es eingefallen, Reklame damit zu machen, daß er die Obersekunda zweimal absaß oder daß er die ausgeschriebene Generaldirektorstelle an den Konkurrenten verlor. Heute ist das anders, „Umkehrung der Werte“. Ein Oberst (i. G.) a. D. bestand vor einem sehr wichtigen Ausschuß nicht. Das gereicht ihm keineswegs zur Besinnung. Im Gegenteil, er wirbt mit seiner Blamage. Er wendet das Versagen in eine Empfehlung, er macht sich interessant. Gewissermaßen lustiert er sich über die Personal-Gutachter. Er setzt sie, gewollt oder ungewollt, ins komische Licht. Und hat er dann die Industriestellung gefunden, wird es heißen: In Bonn hat man ihn abgelehnt. Aber daß er ein fähiger Kopf ist, beweist ja schon seine neue Stellung. — Das sind zwei verschiedene Dinge zwar, aber was macht's? Am Ende erscheinen die Personal-Gutachter, die eine überaus wichtige Aufgabe erfüllen sollen, als die dummen Jungen. Und die Öffentlichkeit registriert mit Schmunzeln: Ja, die in Bonn . . . Geärgert hat sich der Oberst (i. G.) a. D. über seine Ablehnung, nun zahlt er zurück. Rache des großen Mannes? Will er hinterum den Gutachtern eins auswischen?

Soll man das Gefährdung einer wichtigen demokratischen Einrichtung nennen? Noch nicht, es sei denn, das Beispiel mache Schule: „Von der Spruchkammer als Belasteter eingestuft Gauleiter a. D. . . .“ In 10 Jahren etwa.

Erich Faßbender

Verlorener Restposten

Jüngst ist das Etatjahr der Universität abgelaufen. Damit sind alle die Mittel verfallen, die nicht rechtzeitig ausgegeben wurden. Man kann der Universität keinen Mangel an Sparsamkeit vorwerfen — im Gegenteil. Erst gegen Ende des vergangenen Semesters haben wir erfahren, daß es einen Etatposten in Höhe von 5000,— DM gibt der zur Förderung der allgemeinen politischen Bildung der Studentenschaft gedacht ist. Das Seminar von Professor Carlo Schmid erhielt dadurch die Gelegenheit zu einer Fahrt in die Bundeshauptstadt. Dank der sorgfältigen Vorbereitung und durch die guten Verbindungen des Vizepräsidenten des Deutschen Bundestags wurde der Bonner Aufenthalt zu einem großen Gewinn für alle Beteiligten. Verschiedene Ministerien wurden besucht, Referenten der verschiedensten Sachgebiete hielten informative Vorträge. Den Abschluß bildete ein Besuch beim Bundespräsidenten. Der Assistent des Seminars, Dr. Hennis, kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, mit wenig Geld sehr viel erreicht zu haben. Nur ungefähr ein Viertel des bereitgestellten Betrages wurde für Fahrt, Unterkunft und Essen ausgegeben. Der Rest verbleibt also bei der Universitätskasse und ist wohl am 31. März verfallen. Das konnte aber nur deswegen geschehen, weil die Studentenschaft viel zu lange von der Existenz dieses Fonds nichts wußte. Das ist sehr bedauerlich, wenn man bedenkt, daß es durchaus zur Förderung der allgemeinen politischen Bildung der Studenten beigetragen hätte, wenn man zum Beispiel während des vergangenen Jahres eine Fahrt nach Straßburg zur Europäischen Versammlung oder nach Luxemburg gemacht hätte. Wir hoffen, daß auch im neuen Rechnungsjahr wieder ein Betrag für Zwecke der politischen Bildung vorgesehen ist. Wir möchten den bescheidenen Wunsch an die Universität richten, daß dessen Existenz der Studentenschaft rechtzeitig bekanntgegeben wird.

O. S.

Job im Römer

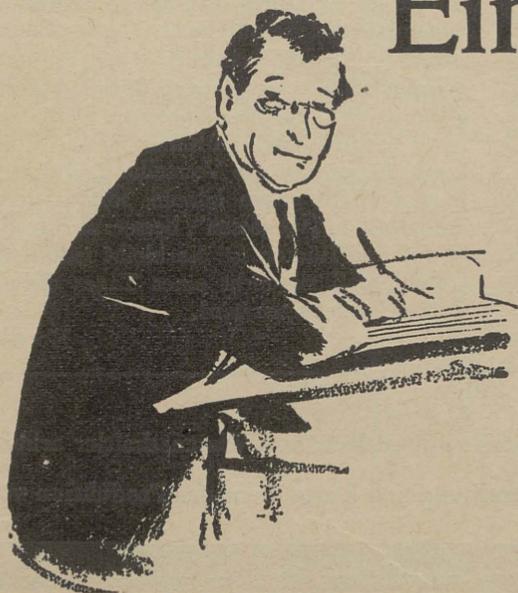
Schauplatz: Kaisersaal im Römer zu Frankfurt am Main. Einst Stätte erhabensten Geschehens, von dem jetzt die Nachwelt zehrt, die nicht immer im besten Rufe steht. Die zwei Kommilitonen der Goethe-Universität, von denen die Rede sein wird, taten dann auch dem schlechten Ruf der Epigonen keinen Abbruch, als am Mittag des 17. April 1956 zwischen 13 und 14 Uhr zwei Krankenschwestern aus Hamburg und Detmold den Kaisersaal betreten. Die Frankfurter selbst halten den Raum für zu kostbar, als daß sie das mit ihm tun.

Die beiden Schwestern ließen sich jedoch nicht abschrecken, sondern tauchten ein in die Frankfurter Vergangenheit, die nicht nur die Frankfurter Vergangenheit, sondern auch ein Teil der deutschen Geschichte ist. Darum stellt man Führer ein. Diese teilen sich in schlechte und gute. Wir in Deutschland haben schlechte Erfahrungen mit „Führern“ gemacht. Auch hier. Doch was der letzte zuviel tat, taten unsere Kommilitonen an Führen zu wenig, die hier im Römer ihren Job fanden.

Wild schreibend in ihre Hefte vertieft überhörten sie das Räuspern und übersahen sie die Schwestern, die vor dieser geballten Wucht von Geschichte und Geschäftseifer hilflos standen. Da sie auch nicht mit Sicherheit um die Führerrolle der beiden so Schreibeifrigen wußten (Schwester Liesel aus Detmold: „Ich dacht', es seien Stadtbeamte“), zogen sie enttäuscht zum Tor hinaus. Nur den Pförtner fragten sie noch, ob denn keine Führungen stattfänden. Antwort: „Ja, da sind doch zwei Herren! Aber sicher sehn die wiedermal keinen Besucher vor lauter Schreiben. Dafür nehmen's dann zwei Mark die Stunde, die Studenten vom Bürgermeister. Gehn Sie doch mal zu dem. Wir beschwer'n uns nimmer. Uns glaubt er nicht.“ Womit wir für einstweilen schließen.

— hkk —

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Politik der Angst

Die Zeit eilt mit schnellen Schritten. Diktatoren kommen, vergehen und werden öffentlich verdammt. Auf eine Epoche des blinden Terrors folgt eine Periode scheinbarer Liberalität. Die Zügel werden gelockert. Das unterdrückte Volk erhält eine Atempause zugemessen. Individuelle Regungen können sich entfalten. Aber immer wacht der allmächtige Staat argwöhnisch über seine Bürger, immer bereit, die Freiheit zu ersticken, wenn sie für das System bedrohlich zu werden scheint. Stalin wurde geächtet, die Satelliten folgten zum Teil nur widerwillig dem Beispiel der roten Lehrmeister in Moskau. Die Parteikonferenz der SED in Ostberlin hat selbstkritisch zugegeben, daß die Justiz der DDR schwere Fehler begangen hat, daß viele Staatsbürger zu Unrecht verhaftet und verurteilt worden sind. In den nächsten Wochen wird man diese Opfer rehabilitieren.

Der Ton hat sich, wenigstens vorübergehend, geändert. Der totalitäre Staat ist unverändert geblieben und mit ihm die Angst, die Furcht vor einer neuen Kursänderung, vor dem Ausschlag des Pendels nach der anderen Seite, denn die Zeit eilt mit schnellen Schritten!

Die Nichterfüllung des Plansolls, die allzugerade Wehrlosigkeit, oder zu deutliche bürgerlich-westliche Lebensart der Bevölkerung können über Nacht neue Unterdrückungsmaßnahmen auslösen, denn Wolf bleibt Wolf, wenn ihm auch zeitweilig ein Schafspelzmäntelchen gefällt.

Oderint dum metuant — diese Worte aus dem Munde eines römischen Diktators haben einen ganz realen Hintergrund; die wahre Erkenntnis, daß Macht im Sinne einer Angst erzeugenden Staatsgewalt als verlässliche Methode gelten kann, ein Volk zu regieren. Die Geschichte lehrt, daß die Angst als bestimmendes Lebensgefühl ein Korrelat aller Diktaturen beziehungsweise aller streng zentralistisch ausgerichteten Staaten ist.

Auch das 20. Jahrhundert zeigt solche Erscheinungen, und ein Blick hinter das Brandenburger Tor genügt, um sie völlig zu bestätigen. Der Besucher der DDR erschrickt immer wieder, wenn er sieht, wie sehr dort Angst, Mißtrauen und Furcht die Lebensformen bestimmen, wie schwer es oft ist, mit den Menschen in ein aufrichtiges Gespräch zu kommen. Und gemäß den Worten des römischen Diktators ist dieses Lebensgefühl durchaus keine zufällige Nebenerscheinung, sondern Beispiele wie die Reaktion auf den 17. Juni beweisen, daß das Maß an Bespitzelung und Strafen unerschöpflich ist, wenn es gilt, den "inneren Frieden" des Staates wiederherzustellen oder aufrechtzuerhalten. Die Praktizierung dieser Einsicht offenbart sich in vielfachen Erscheinungen, nicht nur im aktuellen Geschehen, sondern auch in den Entwicklungsformen des kulturellen Lebens.

Der flüchtige Beobachter begegnet zunächst den alltäglichen kleinen Schikanen, die dazu da sind, dem Betroffenen die Macht des Staates dauernd zu vergegenwärtigen. Sie wechseln dauernd, zeigen sich täglich von einer anderen Seite, erscheinen ständig unter anderen Umständen und zu anderen Zeitpunkten. Es beginnt mit den merkwürdigen Kontrollen an der Zonengrenze; in dem Kontrollbüro verschwindet der Personalausweis durch einen Spalt, hinter dem unsichtbare Beamte die Person auf ihre politische Zuverlässigkeit prüfen. Man mag sogar im Sinne der DDR das reinste Gewissen haben und kann sich doch eines leichten Schauers nicht erwehren. Hinzu gesellt sich der Anblick der schwerbewaffneten Vopos und der einiger Reisender, die mit Sack und Pack den Zug verlassen und auf unbestimmte Zeit ihre Reise unterbrechen müssen.

Diese Kontrollen finden ihre Fortsetzung innerhalb des „demokratischen Sektors“ von Berlin; man muß dauernd gewärtig sein, angehalten zu werden, den Ausweis überprüfen zu lassen und die Tasche durchsucht zu bekommen. Die Vopos sind zwar meistens sehr höflich. Ihre Sonderstellung als Exekutivorgan der DDR nutzen sie bewußt aus und sie scheinen außerdem durch forsches Auftreten ihr eigenes Unsicherheitsgefühl zu kompensieren. Sie drohen ständig mit Verhaftung, realisieren sie unter Umständen, und verschaffen sich damit eine nicht zu unterschätzende autoritäre Wirkungskraft. So kann man beispielsweise verhaftet werden, wenn man sich für den Mechanismus eines russischen Automaten interessiert und versucht, das Parteigebäude zu fotografieren, oder einem FDJler gegenüber die Meinung äußert, daß man es nicht verstehen könne, wieso er nicht auch die westlichen Stadtteile Berlins besuchen dürfe. Diese Beispiele klingen unglaublich und bleiben doch Tatsachen. Wahrscheinlich hat sich in diesen kleinen Vertretern der Staatsgewalt unbewußt die Auffassung festgesetzt, daß Drohung die einfachste Methode ist, Menschen in Schach zu halten. Und damit haben sie allerdings recht.

Natürlich besagen diese Einzelfälle noch nichts Grundsätzliches, da sie meist situationsbedingte Ausdruckserscheinungen des autoritären Regimes sind.

Aber auch die Frage nach den grundsätzlichen Phänomenen der autoritären Doktrinen läßt sich beantworten. Sie sind deutlich in der Kunst zu erkennen. Kunst, das heißt hier besser Doktrinen einer realisierten Kulturpolitik. So ist das Wesentliche der Stalinallee nicht der in der letzten Zeit so viel verhöhrte „Zuckerbäckerstil“, sondern diese Bauweise, nach Affekt haschend, will Reichtum, Macht und Größe symbolisieren. Das marmorharte Aussehen, die hohen Fassaden, die Straßenlaternen, die kleine Bauwerke für sich sind, der riesige Sportpalast — dies alles spricht eine deutliche Sprache. Der kleine Funktionär, der aus dem Provinzstädtchen in die große Stadt zu einem Besuch kommt, sitzt anschließend in den luxuriösen Räumen der Cafés „Budapest“ oder „Warschau“ und seine Eindrücke bewegen sich zwischen bewunderndem Staunen und furchtsamer Bedrückung.

Ein noch anschaulicheres Beispiel auf architektonischem Gebiet gibt allerdings das russische Ehrenmal im Treptower Park: Durch ein Spalier, gebildet von zwei überdimensional großen Fahnen, die sich über den gebeugten Rücken zweier Sowjetsoldaten senken, blickt man über einen ungefähr 10 Meter hohen Sockel auf zu der freistehenden Statue eines Mannes — auf dem linken Arm ein Kind, in der rechten Hand das Schwert. Der ganzheitliche Eindruck dieses Denkmals ist am besten mit Despotie beschrieben, die — selbst unsichtbar — sichtbar auf dem Rücken der

beiden knienden Soldaten lastet, sich aber als absolute Macht in dem Standbild selbst offenbart.

Die furchterregende Suggestivkraft, die von der Architektur des autoritären Regimes indirekt ausströmt, erreicht direkt ihren Höhepunkt durch die Symbolik der Demonstrationen, Massenkundgebungen, Aufmärsche und — schließlich — durch die Nationalhymne. Da marschieren unter Trommelwirbeln und Kampfliedern Tausende, den verschiedenen Organisationen angehörend, zum Marx-Engels-Platz, und halblaut spricht eine Stimme aus dem Lautsprecher ununterbrochen Parolen. Es sind Ermahnungen und Aufforderungen zum Kampf für die gemeinsame Sache, die für jeden, der sich nicht mit diesem Kampfe innerlich verbunden fühlt, eine Quelle der Angst und des Schreckens darstellen. Denn es sind Worte der höchsten Repräsentanten des Regimes Irgendwo wacht der „große Bruder“, sein Auge ist überall, auch wenn sein Konterfei nicht mehr auf Plakaten mitgetragen wird.

Wie sich in den Formen der Demonstrationen und Aufmärsche die einzelnen Elemente — Kampf, Macht, Herrschaft — offenbaren, so klingen sie auch in der Nationalhymne auf und vereinigen sich dort zu einem Ganzen. Ein Vergleich der Nationalhymnen der Bundesrepublik und der DDR gibt ein aufschlußreiches Bild davon: wo bei uns feierliche, statische Ruhe ist, ist dort Dynamik und Aktivität; wo bei uns das Moment des Be-

wahrens betont wird, steht dort das des Aufbruchs und Werden im Vordergrund; wo bei uns Friede ist, ist dort Kampf. Nur die Marseillaise weist ähnliche Merkmale auf, die allerdings auf eine vergangene Epoche der Geschichte verweisen: die französische Revolution. Stellt man die Marseillaise aber der Nationalhymne der DDR gegenüber, so erweisen sich beide zwar als sehr ähnlich, das Erlebnis, das sie vermitteln, ist jedoch grundverschieden. Die Marseillaise ist entstanden aus dem unmittelbaren Anliegen der Menschen, die in ständige Opferbereitschaft auf den Zeitpunkt hinlebten, von dem es dann in der Hymne heißt: „Le jour de la liberté est arrivé“. — Die Nationalhymne der DDR hingegen ist programmatisch, nicht spontan; sie wurde konstruiert und den Menschen, die sie nun singen müssen, oktroyiert. — Und so entsprechen ihre kämpferischen Elemente hier nicht dem Anliegen der Menschen, sondern der Mensch erlebt sie in einer Konfrontation. Sie richten sich gegen ihn, solange er nicht in ihnen lebt; sie werden für ihn zu einer Bedrohung, die Angst erzeugt vor den Macht- und Absolutheitsansprüchen der Diktatur des Proletariats. Und das mag in diesem Zusammenhang als die eigentliche Tragik der Menschen drüben angesehen werden, daß sie gezwungen sind, eine Macht feierlich zu demonstrieren, an der nur wenige teilhaben, und die sich daher jeden Augenblick gegen die Mehrheit wenden kann. Das Passiv-Danebenstehen, jene Ohne-mich-Einstellung, eine typische Erscheinung der liberalen Demokratie — ist in einer Parteidiktatur nicht erlaubt; man hat sie zum Feind, wenn man nicht aktiv für sie eintritt.

Burkhard Schade

Deutschlandatlas 1956

Mit Begriffen verbinden sich Vorstellungen. So auch beim Wort „Atlas“. Die nächstliegende ist das Buch mit den Landkarten — eben der Atlas! Besonderer Reflexion bedürfen schon das nordafrikanische Gebirge Atlas und der antike Riese, der ihm seinen Namen gab. Ein Textilkaufler wird an hochglänzende Seide und der Biologe an einen Schmetterling — den Atlasspinner in Südostasien — denken, die auch den Namen Atlas tragen. Einen Atlas besonderer Art, der aus dem Klischee aller dieser Vorstellungen herausfällt, haben wir heute vorzustellen. Er ist weder ein Buch noch ein Gebirge noch ein Riese aus der Antike, auch keine Seide und kein Falter. Er ist ein junger Mann.



Er raucht eine Zigarette mit den Händen in den Hosentaschen. Die Last, die dieser „Deutschlandatlas 1956“ auf dem Rücken trägt, ist kein geographisches Gebirge, aber dennoch ein Gebirge an politischer Problematik. Die Zerrissenheit Deutschlands hat sich hier in Textilfasern niedergeschlagen! Ein Riese ist der junge Mann nicht, dem man es zutrauen würde, das Himmelsgewölbe zu tragen. Wir begegneten ihm in Frankfurt im Strom der vielen Menschen. Vielleicht ist er ein Riese an erdrückender Gedankenlosigkeit politischer Problematik gegenüber, wie sie sich auf seinem Rücken niedergeschlagen hat, ohne ihn jedoch zu bedrücken? Es hieße dem jungen Mann Unrecht tun, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen. Wenn wir ihn also jetzt in den Mittelpunkt unserer Reflexion setzen, sollte nicht vergessen werden, daß Grenzfälle im Vergleich dazu neigen, überspitzt zu werden.

Der junge Mann ist ein solcher Grenzfall. Doch er raucht ruhig seine Zigarette weiter, ohne sich dabei von uns stören zu lassen. Lässig trägt er seine Jacke als „Deutschlandatlas 1956“. Trug sein antiker Kollege noch schwer an seinem planetarischen Brocken, wird heute das „atlantische“ Problem der deutschen Frage leichter auf dem Rücken getragen.

Die Grenzen Deutschlands werden zu Nähten der Textilindustrie. „East-Germany“ prangt vorsorglich in brennendem Rot, die Bundesrepublik in weißer Unschuld. Getragen von einem Atlas mit blauer Windjacke und glühender Zigarette, womit der Höhepunkt der Problematik auf die Spitze getrieben ist.

Dem Sein und der Substanz nach ist der junge Mann freilich davon berührt, wie es unmittelbarer nicht geht. Doch das materielle Objekt seiner Kleidung, so dicht es ihm auf der Pelle sitzt, berührt nicht sein Bewußtsein, die Landkarte auf dem Rücken nicht seinen Kopf! Das führt nicht die marxistisch-materialistische Lehre vom Vorrang des Seins über das Bewußtsein ad absurdum, wie jetzt manche Bewußtseins-Jünger vielleicht jubeln möchten, weil sie so simpel nicht ist. Doch mit jenem Grenzfall strapaziert, muß sie ihr Leben aushauchen. Davon ahnt freilich unser Atlas nichts. So ließe sich in dialektischer Spitzfindigkeit fortfahren: Die Problematik (des jungen Mannes) ist Träger der höchsten Problematik. Oder umgekehrt: „Die höchste Problematik ist die Problemlosigkeit!“ Gewiß ein Satz, der wert ist reflektiert zu werden. Doch in unserem Falle brauchen wir die Widersprüchlichkeit gar nicht theoretisch und scheinbar spitzfindig herbeizuzaubern. Die Sache ist die Widersprüchlichkeit selbst, in der sich hier unsere Situation de facto widerspiegelt.

Womit wir den Marxisten und ihrer Realdialektik Gelegenheit gegeben hätten zu jubeln. Doch auch hier ist es wiederum nicht so simpel. Gewiß war der Ausgangspunkt für unsere Reflexion, durch die das Problem der blauen Windjacke zum Bewußtsein gebracht worden ist, die „objektive“ Begegnung mit dem „Deutschlandatlas 1956“, ohne die sie nie zum Bewußtsein gebracht und dieser Artikel nicht geschrieben worden wäre. Nur ist die Frage, ob es zulässig ist zu sagen: Die Objektivität A affiziert die Subjektivität B kausalmechanisch zur Wirkung C. Jede einseitige Entscheidung für A oder B, für die Real- oder Idealdialektik führt — radikal vollzogen — zum lächerlichen Unfug, der sich selbst aufhebt. Doch die gleichen Leute, die über den scholastischen Streit um Ei und Henne — was zuerst dagewesen sei — die Nase rümpfen, treiben diesen neuen Unfug bis zum Exzeß.

Kehren wir lieber zum Kreuz des jungen Mannes zurück, der den Atlas der deutschen Frage im wahrsten Sinn des Wortes auf dem Rücken trägt. Besser als in jeder politischen Programmatik und de jure-Erklärung spiegelt sich auf ihm unsere Situation wieder. Die Unbekümmertheit, mit der sie getragen wird, mag es erscheinen lassen, als ob die Gedankenlosigkeit hier bis zur Unerträglichkeit auf die Spitze getrieben ist. Manchem mag das zu schwarz gemalt sein. Wir wiesen am Anfang auf die Gefahr des Grenzfalles hin, überspitzt zu werden. Natürlich regen wir uns nicht über den verhältnismäßig unwichtigen Rücken unseres „Deutschlandatlases 1956“ auf. So einprägsam er ist, wäre er ein Nichts, wenn er nicht über sich hinaus weisen würde. Das Bedrückende für uns ist die Vorstellung, daß es uns so wie dem jungen Mann gehen könnte, sorglos und selbstzufrieden diese Last zu „vergessen“, besser: abzureagieren. Und wenn es auf den Rücken ist. Es bleibt jedoch das unbehagliche Gefühl, daß sie nicht eines Tages doch auf unser aller Rücken ausgetragen wird.

Horst Helmut Kaiser



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns

gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHST AG, vormals Meister Lucius & Brüning, FRANKFURT (M) - HOECHST

Romanistik und De senectute

Aus einer Ansprache von Prof. Dr. Erhard Lommatzsch anlässlich der vom Romanischen Seminar am 2. Febr. 1956 veranstalteten Feier

Am 3. Februar 1931, also fast genau vor einem Vierteljahrhundert, beging das Frankfurter Romanische Seminar in einem großen, geselligen Kreise das Fest des 70. Geburtstages meines unvergessenen Amtsvorgängers Matthias Friedwagner. Ich hätte damals nicht gedacht, daß das Romanische Seminar mir später einmal, bei gleichem Anlaß, eine ähnliche schöne und ehrenvolle Feier bereiten würde.

An die drei Jahrzehnte sind vergangen, in denen mir die Leitung unseres Romanischen Seminars oblag. Im Herbst des Jahres 1928 trat ich, nach vorhergehender Tätigkeit an den Universitäten Berlin und Greifswald, mein Frankfurter Amt an, und ich trat es um so lieber an, als das hiesige Seminar einst von Heinrich Morf eingerichtet worden war, Heinrich Morf, den ich neben Adolf Tobler als meinen zweiten großen Lehrer ansehen darf und dem ich, wie Tobler, unauslöschliche Dankbarkeit schulde. Damals, 1928, durchschritt ich zum ersten Male den Ehrenhof unserer Universität und las den in goldenen Lettern geprägten Wandspruch, den der Anreger und Gründer der Frankfurter Universität, Oberbürgermeister Franz Adickes, der jungen Hochschule und ihren Lehrern mit auf den Weg gegeben hatte:

Ihr Wächter des Bau's,
Nun hütet das Haus
Zu Deutschlands Ehre
In Forschung und Lehre,
Treu, wahr und gerecht!

Gewiß darf ich es heute, ohne daß es mir als Überheblichkeit ausgelegt werden könnte, in diesem Kreise aussprechen, daß ich nach Maßgabe meiner Kräfte redlich bemüht war, jenem ersten Appell an das akademische Gewissen und an das Verantwortlichkeitsgefühl des Hochschullehrers nachzukommen.

Es waren schwere Jahre, die wir seit 1933 an unserer Universität und auch im Romanischen Seminar durchlebt haben. Wenn ich sie, entgegen allen Anfechtungen, allem Unrecht und allem Leid, schließlich überwinden und das Schifflein des Seminars auf mitunter stürmischer See und vorbei an gefahrdrohenden Klippen richtig steuern konnte, so verdanke ich dies, von allem Persönlichen und Familiären abgesehen, der unerschütterlichen Hilfsbereitschaft und Treue meiner langjährigen engsten Mitarbeiter, Ihnen, lieber Herr Gennrich, und Ihnen, lieber Herr von Richthofen. Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen beiden in diesem Augenblick meine warme Anerkennung in Hinsicht auf alle wertvollen Dienste, die Sie in Forschung und Lehre unserem Romanischen Seminar geleistet haben, öffentlich zu bezeugen. Mein Dank erstreckt sich weiterhin auf die erspriessliche Tätigkeit der übrigen, älteren oder jüngeren Lehrkräfte des Seminars. Ihnen und Ihren Bemühungen, meine Herren Professor Block, Herr Führer-Lozano, Dr. Biagioni, Dr. Widlocher, Herr Dagonne, Herr Ferreiro Alemparte, ist nicht wenig die stete, von allseitigem Vertrauen getragene Harmonie zu danken, die unsere romanistische Arbeitsgemeinschaft auszeichnete. Und endlich gelten meine Worte ihren studentischen Mitgliedern, deren fleißiges, erfolgreiches Streben den guten Ruf, dessen sich die Frankfurter Romanistik erfreuen darf, jederzeit gefördert und deren jugendlicher Frohsinn uns Lehrer mit immer neuer Elastizität und Freudigkeit erfüllt hat. Meine lieben jungen und älteren Schüler, ich danke Ihnen heute auch für die von Ihnen oft bekundete Anhänglichkeit, für das Gefühl innerlicher Verbundenheit mit dem Seminar, das Sie am heutigen Abend überaus zahlreich wiederum in unsere Mitte führte.

Entsprechend der bedeutungsvollen Erweiterung und Spezialisierung der Interessensphären unseres Fachs werden dem Romanischen Seminar in Zukunft neue, hohe Aufgaben gestellt werden. In engerem Rahmen und mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln habe ich das Mögliche versucht, um das Banner der romanistischen Forschung hochzuhalten. Künftig wird Größeres geleistet werden müssen. Schon sind neue Räume bereitgestellt, eine Auffüllung der Bücherbestände der Seminarbibliothek ist vorgesehen, und auch die notwendige Vermehrung der romanistischen Lehrstühle und seminaristischen Hilfskräfte steht in Aussicht. Möchte doch bald in Frankfurt ein romanisches Forschungsinstitut ins Leben treten, das mit den besten und am reichsten ausgestatteten Universitätsinstituten ähnlichen Charakteres zu wetzeln vermag! Angesichts der höheren Ziele, die ein solches Institut künftiger Forschung stecken darf, will ich aber hier den Wunsch aussprechen, es möchten über den neuen, weitgefaßten wissenschaftlichen Plänen die altbewährten philosophischen Qualitäten nicht in Vergessenheit geraten; ich meine die Tugenden der absoluten Exaktheit, der besonnenen Akribie, der rechten wissenschaftlichen Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, die nach einem schönen Wort von Gaston Paris mehr bedeutet als bloße Geschicklichkeit. Die Göttin, der wir Philologen dienen, ist eine strenge und rauhe Herrin, sie fordert von ihrem Jünger entsagungsvolle Hingabe und unbedingte Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit auch im einzelnen und kleinen. Aber sie lohnt ihrem Getreuen in herrlicher Weise: sie schenkt ihm eine ewig junge, immer von neuem reich erblühende Wissenschaft, eine „gaya sciensa“. „Gay saber“, „gaya sciensa“ nannten die alten Provenzalen die Lehre von der Dicht- und Liedkunst. Nun, auch Romanische Philologie ist, richtig verstanden und geübt, eine „gaya sciensa“. Wie von einem großen Kunstwerk geht von ihr eine das Wesen des Menschen innerlich erhebende, befreiende, beglückende Wirkung aus. Ja wirklich, unsere Wissenschaft ist die göttliche Schwester einer göttlichen Kunst. —

Nun bin ich alt geworden und kann mit Montaigne, der seinen Gedanken so oft ein anmutiges sprachliches Gewand zu geben wußte, sagen: *je suis engagé dans les avenues de la vieillesse, ayant pieça franchy les quarante ans*. Es ist somit auch an der Zeit, daß ich vom akademischen Lehramt, das ich seit April 1913 sechszwanzig Semester hindurch ausgeübt habe, Abschied nehme und den goldenen Ball, der mir so viele Jahre anvertraut war, jüngeren Kräften weiterreiche. Ich möchte doch nicht, daß Lesage Amüsantes erzählt: Der alte Herr konnte und wollte sich nicht von seinem Amt und seiner Predigt trennen. Zwar es mir ergehe wie jenem Erzbischof von Granada, von dem hatte er dem Sekretär Gil Blas strenge Ordre gegeben, es ihm sofort mitzuteilen, falls er irgendein Nachlassen der geistigen Fähigkeiten seines Herrn zu spüren glaube. Lange zögert der vorsichtige Gil Blas mit seiner Kritik. Als er jedoch an einem Sonntag eine wahrhaft klägliche Predigt des Erzbischofs mit anhören muß, „un discours diffus, une rhétorique de régent usé, une capucinade“, glaubt er ein Schweigen nicht länger verantworten zu können. Äußerst behutsam gibt er seiner Eminenz zu verstehen, er habe in früheren Tagen wohl ein wenig besser gepredigt. Aber da erhält er eine böse Antwort — und seinen Abschied: „Apprenez“, sagt der Erzbischof, „que je n'ai jamais composé de meilleure homélie que celle qui a le malheur de n'avoir pas votre approbation. Mon esprit, grâce au ciel, n'a rien encore perdu de sa vigueur. Désormais je choisirai mieux mes confidents; j'en veux de plus capables que vous de décider. Allez... allez dire à mon trésorier qu'il vous compte cent ducats, et que le ciel vous conduise avec cette somme! Adieu, monsieur Gil Blas; je vous souhaite toutes sortes de prospérités, avec un peu plus de goût.“

Also: *Tircis, il faut penser à faire la retraite.* —

Über das Alter und Altwerden des Menschen ist in allen Zeitaltern von hervorragenden Männern viel Schönes, Frommes und Nachdenkliches gesagt und geschrieben worden. Die kernigen, weisheitsvollen und anmutig gestalteten Darlegungen Ciceros in den Reden und Antworten seiner berühmten Schrift *De senectute* verheißt noch dem heutigen Leser reichen Gewinn. Im 15. Jahrhundert verfaßt Philippe de Navarre seinen in schlichter altfranzösischer Prosa gehaltenen moralischen Traktat „Des quatre tenz d'aage d'ome“. Von einem echt mittelalterlich christlichem Ethos beseelt, rät er dem Geise, der die Schwelle des biblischen Alters überschritten hat, aller weltlichen Lust zu entsagen und sich einer reumütigen, bußfertigen inneren Einkehr zu befleißigen im Hinblick auf die Nähe der Ewigkeit und des letzten Gerichts. In Anlehnung an äsopische Fabeln hat später Lafontaine Alter und Jugend des Menschen einander gegenübergestellt und das junge Geschlecht vor allzu tollem Übermut und dreister Selbstsicherheit gewarnt; denn der Tod frage nicht nach der Zahl der Lebensjahre. Und in wievielen klugen und treffenden Versen und Sprüchen hat sich Goethe über das Alter und die ihm gestellten Aufgaben ausgesprochen! Über das Alter, das als ein höflicher Mann zunächst einmal an die Haustür des Menschen klopft; allein niemand tut ihm auf, draußen aber will es nicht bleiben, so tritt es ein gar schnell „und nun heißt's, es sei ein grober Gesell“. Etwa dreißig Jahre nach Goethes Tod hielt Jacob Grimm in der Berliner Akademie der Wissenschaften seine „Rede über das Alter“, seit Cicero vielleicht die sinnigste und gemütvollste Abhandlung, die unserem Thema gewidmet wurde. In jüngster Zeit haben es Hermann Hesse und Theodor Litt, getragen von tiefen Einsichten in die Werte und Unwerte des menschlichen Lebens, von neuem aufgegriffen.

Jacob Grimm spricht unter anderem eindringlich von der Pflicht eines noch rüstigen Alters, nicht nachzulassen im eifrigen Schaffen zum Wohl und Segen der Menschheit. Es heißt da:

„Wenn zu beschaulichem Naturgenuß höchst aufgelegt, warum sollte das Alter strengen Arbeiten sich nicht mehr gewachsen fühlen, weshalb untaugend dafür geworden sein? Seine Rüstkammern stehn ja angefüllt, an Erfahrungen hat es Jahr aus Jahr ein immer mehr in sie eingetragen, soll sein gesammelter Schatz nur in fremde Hände fallen? Doch nicht bloß am Vorrat zehren will es, es hat auch unauffällig fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet. Einer unserer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis, spricht die schönen Worte:

alters freude und abentschin
mügen wol gelich einander sin,
sie troestent wol und varnt hin
als im regen ein müediu bin.

Renner 23009

Er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröte und einer im Regen heimfahrenden müden Biene, sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. Junge Brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom Wetter überrascht; die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch.“

So möchte auch ich es mit Gottes Hilfe künftig halten, nach dem Vorbild eines Jacob Grimm, nach dem Vorbild meines lieben Lehrers Adolf Tobler, der mit nie erlahmender Freude am Forschen bis in die letzten Tage seines Lebens hinein sich wissenschaftlich betätigte und sozusagen, wie einst Petrarca, am Schreibtisch starb, und nach dem Vorbild Goethes, der einmal erklärte, im Alter solle der Mensch danach streben, noch fleißiger zu sein als zuvor. *Repos ailleurs!* stand als Devise auf dem Schild eines burgundischen Ritters des 15. Jahrhunderts geschrieben; sie soll, wenn ein gnädiges Geschick es mir gestattet, mein Wappenspruch bleiben. *Repos ailleurs!* Ruhe, Ausruhen wo anders! Nicht hier!

Der 2. Februar, der Lichtmeßtag, „La Chandeleur“, der im Glanze ungezählter Kerzen strahlt, die in den Kirchen entzündet werden, ist ein Tag des Rückblicks und des Ausblicks. Katholischer Ritus läßt mit ihm in festlicher Art die vergangene gnadenreiche Weihnachtszeit ausklingen. Aber schon ist an diesem Tag in manchem Lande ein Nahen des kommenden Früh-

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN
DER
JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Frau Margot Faudi, Falkenstein/Taunus, Gartenstraße 5
Dr. med. H. B. Siebert, Bad Homburg v. d. H., Viktoriaweg 18
Professor D. Georg Bertram, Gießen, Frankfurter Straße 48
Generalkonsul Dr. Hans Ulrich Granow, Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, P. O. Box 1697, Singapore (Malaya)

Dr. jur. Ernst-Alfred von Lewinski, p. a. Süddeutsche Bank AG., Frankfurt am Main, Roßmarkt 18

Benno Reifenberg, Kronberg/Taunus, Schönberger Feld 3

Werner Wirthle, i. Fa. Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt am Main, Frankenallee 71—81

Dr. Eberhard Menzel, Frankfurt am Main, Waidmannstr. 11, III
Graf Matuschka Greiffenclau, Schloß Vollrads/Rheingau, Post Winkel

Priv.-Doz. Dr. K. Greeff, Frankfurt am Main 10, Ludwig-Rehn-Straße 14, Pharmakolog. Institut

Dr. jur. Fritz Fenthol, Frankfurt am Main, Schaumainkai 91

Firma Neckermann Versand KG., Frankfurt am Main, Am Ostbahnhof

Firma Henninger Bräu AG., Frankfurt am Main, Wendelsweg 64
Hessische Getränke-Industrie GmbH., Frankfurt am Main-Süd, Wendelsweg 34—36

Robert Hirtes, Vorst.-Mitgl. der Degussa, Frankfurt am Main, Schumannstraße 47

Dipl.-Volksw. H. Borggreffe, Düsseldorf, Malkastenstraße 9

Dr. med. Richard Th. Rieder, Frankfurt am Main, Legienstraße 4
Rechtsanwalt und Notar Dr. Otto Erhardt, Frankfurt am Main, Oberlindau 21

Professor Dr. Karl Wüst, Frankfurt am Main, Schumannstraße 9
Senatspräsident Dr. Hans K. Kosterlitz, Frankfurt am Main, Blanchardstraße 18

Dr. h. c. Peter Suhrkamp, Frankfurt am Main, Schaumainkai 53

Orient-Institut Frankfurt am Main

Es spricht:

Fräulein Nalini Chaudal

über

»INDISCHE KUNST« (mit Farbdias)

am 26.5.1956 pünktlich 18.00 Uhr im Senckenberg-Museum.

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

lings zu spüren. Wie Romain Rolland, der Dichter des *Colas Breugnot*, erzählt, steigt am 2. Februar die erste Lerche von den Gefilden Burgunds auf den Himmel und weckt mit ihrem jubelnden Sang fröhliche Hoffnungen in der Brust des Menschen. Daß Ihnen allen nach winterlicher Strenge in diesem Jahre und in künftigen Zeiten ein heiterer, sonniger Lenz beschieden sei, dem später ein reich gesegneter, fruchtbeladener Sommer und Herbst folgen möge, dies ist mein aufrichtiger Wunsch. Mein Wunsch gilt Ihrem persönlichen Wohlergehen, er gilt der ferneren Blüte unseres Romanischen Seminars, der Philosophischen Fakultät und der gesamten Frankfurter Universität, die den stolzen Namen trägt, der einer Universität beschieden sein kann, den Namen: Johann Wolfgang Goethe. Und unser aller letzter und heißer Wunsch gilt einem wiedervereinten Deutschen Vaterland, dem nach dunklen Jahren schwerster Prüfungen und Heimsuchungen doch endlich einmal wieder die Sonne des Glücks in Freiheit und Frieden leuchten möge!

Bekanntmachung der Universitätskasse

Die Universitätskasse weist darauf hin, daß als letzter Zahlungstermin für die Studiengebühren des Sommersemesters 1956 der 18. Juli 1956 festgesetzt worden ist und bittet, diesen Termin unter allen Umständen einzuhalten. Nur für solche Studierende, die bei Abgabe des Studienbuches einen begründeten Antrag auf Ratenzahlung (Vordruck) gestellt haben, läuft die Frist für die letzte Rate erst am 28. 7. 1956 ab. In der Bekanntmachung des Rektors (Termin-Merkblatt) ist gesagt, daß bei Überschreiten der Zahlungsfrist der Studierende aus dem Verzeichnis der Studierenden gestrichen und gleichzeitig das Semester nicht angerechnet wird.

De Te We

DEUTSCHE TELEPHONWERKE UND KABELINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN

Technisches Büro · Frankfurt am Main

FERNSPRECH-ANLAGEN JEDER GRÖSSE
STARK- UND SCHWACHSTROMKABEL
UHREN UND SIGNALANLAGEN

FRANKFURT AM MAIN

Dantestraße 7

Fernsprech-Sammel-Nr. 7 31 51

Ein Los für das PRÄMIENSPAREN ist Spargeld, das mit Glück durch eine Prämie vermehrt werden kann.

(Einzellos DM 8,—, Auslosungsbeitrag DM 1,— bei monatlicher Auslosung)

PS-Lose bei unseren Zweigstellen und Erhebern erhältlich.

Sie erfahren Näheres
bei der



Telefon: Sammel-Nr. 9 00 21

Zweigstellen im ganzen Stadtgebiet!

Europa im Spiegel

Europa ist für den amerikanischen Studenten von heute — ihn immer in seiner Mehrheit verstanden — noch der Kontinent ausgeprägter Individualität und Hort einer Kultur, deren Profil zu dem Bedeutsamsten zählt, was die Welt je hervorgebracht hat. Wenn ihn auch Amerika in dem Maße, in dem sich ihm die Ausschließlichkeit seiner Lebensform erschließt, bestimmend umgibt, so spürt er doch in den vielfältigen Beziehungen des Geistes den Einfluß, der ihn mit der Alten Welt verknüpft. Diese „Alte Welt“ aber offenbart sich ihm zunächst und vor allem in dem Reichtum ihrer kulturellen Leistung, in der geprägten Form ihrer Landschaften und in der philosophisch getragenen Lebensschau derer, die unseren Kontinent selbst bei verwirrender Vielfältigkeit zu einer bezwingenden Einheit zu gestalten wußten. Soweit sich daher der Blick der amerikanischen Studenten über den Ozean wendet, erscheint als das unverkennbarste Symptom immer die Bewunderung. Fast scheint es, als habe der amerikanische Student im Kulturellen für die Welt, aus der seine Verfahren kamen, erst jetzt das rechte Organ gewonnen.

Amerika sieht sich durchformt. Die wandernde Grenze, die von willensharten und wirklichkeitsfreudigen Pionieren kraftvoll vorgezogen wurde, ist am Ozean angelangt. Die hereinbrechende Natur, die früher nichts anderes als den Widerstand der urchümlichen Kräfte des Menschen herausforderte, wurde gebändigt und bezwungen. Ihr selbst aber ließ sich nicht nur Wohlstand, sondern auch Reichtum abgewinnen. Damit war der Weg zu höheren Zielsetzungen freigegeben. Mag man als Europäer heute mitunter allzu selbstgerecht klagen, hier handele es sich lediglich um rezeptive Aneignung, die Wiederentdeckung der schönsten Schätze Europas geschieht doch mit einer großen Hingabe und Freudigkeit. Diese Feststellung gilt selbst dort, wo — wie unglückseligerweise auch bei uns — ein technischer Barbarismus Kraftnaturen erzeugt, die in jeder Hinwendung an nicht anwendbare Dinge eine Beeinträchtigung ihrer Potenzen erblicken zu müssen glauben. Denn die Mehrheit der amerikanischen Studenten ersehnt sich mehr als das Greifbare, dessen Verabsolutierung die Besten dieser Nation zu verstören beginnt. Wo daher immer — auch im verdünnten Filter amerikanischer Perfektions-Orchester — klassische Musik ertönt, findet sie ein versunkenes Publikum. Wo immer einer der zahlreichen Vortragenden Raffael, Michelangelo oder Rembrandt deutet, folgen ihm die Studenten mit einer Hingegebenheit, die man sich oft auch für unsere Breiten wünschte. Was von Musik und Kunst gilt, trifft schließlich selbst für den Film zu. Mögen hier die Bilder von europäischen Ländern allzu bunt und gar zusammenhanglos geraten sein: stets wecken sie Aufgeschlossenheit und Bewunderung.

Freilich ist die Art, wie beide nach Ergebnissen drängen, oft seltsam. Der amerikanische Student — erzogen, das Faßliche zu wollen und es selbst um jeden Preis zu sagen — treibt nicht nur gern bagatellisierende Stoffhuberei. In seiner Gradlinigkeit neigt er auch stark dazu, geistesgeschichtlich ein Europäbild zu entwerfen, dessen vereinfachter Zuschnitt mitreißen könnte, beruhten derartige Induktionen nicht auf irrigen Voraussetzungen. Alles gerät ihm eher breit als tief, und wenn er auch nur selten in der Bezogenheit auf eine Weltanschauung katalogisiert, so scheint es doch mitunter, als ob ihm der rechte Zugang zu den historischen Abfolgen fehlte. Das wurde weniger offenbar, wenn man Vorlesungen verlassen hatte, in denen amerikanische Professoren gemäß einer ungeschriebenen Habitus möglichst erschöpfende Zusammenfassungen auf Kosten ungeklärter Details boten. Es wurde vor allem im Anschluß an Kurse deutlich, die nach Amerika emigrierte europäische Hochschullehrer gehalten hatten, und deren blendender Einstieg in die jeweils offengelassene Problematik eher verwirrte als erhellte. Oft begegnete ich hier nach diesen überaus kritischen Ausflügen der Frage, was denn derartige Tüftelien sollten. Der amerikanische Student will die Dinge faßlich, einleuchtend und prägnant. Er schätzt mehr die Fertigkeit der Synthese, als daß er willens wäre, sich mit analytischen Deutungen abzuplücken, durch die für ihn die Gegenstände wiederum ins Schwimmende geraten.

All das vermag aber seine Bewunderung für Europas kulturelle Leistung nicht abzuschwächen. Doch das Spiegelbild unseres Kontinents im amerikanischen Studenten bliebe unvollständig, unterstellten wir ihm nur das positive Element. Neben der Bewunderung steht auch ein ausgeprägter Vorbehalt, der aus der Daseinsvorstellung der Neuen Welt erwächst. Wollte man ihn grob zu erfassen suchen, so entstammt er dem Unbehagen, daß Europa nicht wie Amerika ist. Die frappierende Unduldsamkeit, die sich in diesem auch sonst oft beängstigenden Tatbestande ankündigt, hat nicht nur tiefe geschichtliche Wurzeln. Sie wird vor allem durch den Nationalismus eines Kontinents unterstrichen, dessen demokratische Kreuzzugs-idee nach amerikanischer Vorstellung zweimal siegreich blieb, und deren lebende und tote Insignien in einer Weise gefeiert werden, daß es den mit Zweifeln gepackten Europäer heute zumindest erstaunt. Es nimmt

nicht Wunder, daß von einem solchen Aspekt her auch der amerikanische Student in der Regel die Selbstgewißheit verströmt, die das ganze buntscheckige und hierin doch so homogene Volk kennzeichnet.

Von dort her erscheint Europa als die arme politische Magd, als das oft rückständige Revier von Einrichtungen und Gewohnheiten, deren Antiquität verderblich ist. Allein die Vorstellung, dieser Kontinent sei in zahllose abstruse Nationalstaaten aufgespalten, zaubert Unmutsfalten auf die Stirnen der amerikanischen Kommilitonen. Der Einwand, daß die von ihnen so bewunderte Kultur Europas ohne eine derartige Individualität auch im Politischen undenkbar gewesen wäre, vermag sie nicht fortzuwischen. Wie für die Mehrheit des Volkes, so bleibt es auch für den amerikanischen Studenten ohne rechte Verbindlichkeit, daß politische Formen möglich sind, die nicht denen der Vereinigten Staaten entsprechen.

Diese Intoleranz, die — für sich betrachtet — etwas schier Unerträgliches wäre, zielt jedoch auf eine große Konzeption. Ist ihr doch auch unser Wunsch eigen, Europa möchte sich zu einer Einheit zusammenschließen, die der Amerikas ähnelt. Allein was nutzt der Gleichklang im Ziele, wenn die Voraussetzungen in einer Weise beurteilt werden, die wenig Kenntnis von ihren inneren Gewichten verrät? Das aber ist der Fall.

Für die amerikanischen Studenten ist die Vorstellung nicht nachvollziehbar, daß in Europa nicht möglich sein sollte, was in den Vereinigten Staaten gelang. Denn die Amerikaner, so argumentieren sie, haben sich ein immenses Land unterworfen, und obgleich sich Splitter aller Nationalitäten in seinen jungfräulichen Breiten niedergelassen hätten, sei eine bewegende Geschlossenheit bei Erhaltung der Eigenart erzielt worden. Einwände, welche die doch wahrhaft stärker unterschiedlichen Strukturen Europas hervorzuheben suchen, werden hier nicht zur Kenntnis genommen. Von neuem erwies sich, daß Europas politisches Panorama — gewiß schwierig, aber eben nicht zu mißachten — dem Amerikaner ein Rätsel ist und noch im post festum die verhängnisvollen Mißgriffe seiner Staatsmänner unterstreicht. Oft mußte ich bei schüchternen Erläuterungen hier eher seltsamen Blicken begegnen, als daß es mir gelungen wäre, eine nichtamerikanische Eigenart hinreichend zu verdeutlichen.

Die Urteile der amerikanischen Kommilitonen fielen denn auch im Hinblick auf Europas Einheit mit fröhlicher Unbekümmertheit. Deutschland, dessen europäisch gesonnener Kanzler Adenauer auch bei den Studenten jenseits des Atlantik „a great statesman“ ist, stand trotz unserer zwiespältigen Vergangenheit im Zenit aller Gnaden. England, zu dem der Amerikaner ein Seelenverhältnis von klassischer Ambivalenz unterhält, fand Duldung. Frankreich aber, die romantisch geliebte Nation, erschütterte und entsetzte. Wie oft mußte ich in der Mensa der Columbia verständnislose Mienen erleben, wenn die New York Times Berichte aus Paris abgedruckt hatte, die Frankreichs Vorbehalte gegenüber Europa mitteilten! Als gar die EVG platzte, wurde nunmehr die ärgerliche Frage lebendig: why can't they get together? In der Tat: warum konnten sie nicht zusammenkommen und begraben, was sie gewiß hinderte, jedoch nicht auf die Dauer veruneinigen sollte? Man hat als Europäer gegenüber der Massivität dieser Fragen einen schlechten Stand. Zuviel der überlebten Egoismen nationalistischer Spielart steht im entschleiern den Lichtkegel der Betrachtungen. Ich versuchte nicht, diese auch uns bekümmern Tatbestände zu beschönigen. Doch wenn ich bemüht war, Frankreich mit dem Hinweis in Schutz zu nehmen, daß es sich erst mühsam von seiner geliebten und für unüber-treffbar gehaltenen Lebenshaltung werde trennen können, traf ich — wie das Werk Friedrich Sieburgs — auf taube Ohren. Für den amerikanischen Studenten ist der unverkennbare Wille Frankreichs, an einer Idylle festzuhalten, nichts als windige Ausflucht. Ihm fehlt nicht nur angesichts einer freudig bejahten oder zumindest doch hingenommenen Zivilisation das Verständnis für eine derartige Geisteshaltung. Ihm mangelt das, was Amerika in jüngster Zeit schon des öfteren bedroht hat: die fehlende Geduld gegenüber dem Andersartigen, das in der Regel auch dann der Ablehnung verfällt, wenn es sich den Vorstellungen der Neuen Welt anzunähern versucht.

Jedes Volk hegt liebgewordene Vorstellungen, von denen es auch bei der aufdämmernden Erkenntnis nur schwer läßt, daß sie weitgehend auf Vorurteilen beruhen. Unter dem Zwange weltanschaulicher Frontenbildungen, an denen die schrecklichen Vereinfacher heute ein immer makaberer Vergnügen finden, werden sie sich noch um Vieles vertiefen. Aber man sage nicht, daß der intellektuelle Amerikaner im Sinne umfassenderer Wahrheitserschließung grundsätzlich unbeeinflussbar sei! Allein, auf welche Weise soll sie möglich werden?

Mir scheint, daß ein größerer Austausch von Studenten nicht genügen möchte. Man reist und studiert einige Zeit in Europa, um es nur verwirrt zu verlassen. Der Sinn umgreift zumeist

nur das Äußere einer ohnedies geschrumpften geographischen Szene und vermag nur selten in den Kern der Dinge einzudringen. Freilich kann unmittelbare Anschauung um so weniger entbehrt werden, als sie vertieft, was die Wissenschaft von unserem Kontinent an Kenntnissen bescherte. Diese Arbeit der Wissenschaft, die informiert, abwägt und klärt, bleibt jedoch das Entscheidende! Und damit sind auch wir aufgerufen, in ihr unsererseits das Beste zu leisten. Für uns Europäer bedarf die Tatsache keines Beweises mehr, daß wir ohne ein echtes Verstehen jenseits des Atlantik nicht werden überleben können. In welcher Schicht aber müßte es erzeugt werden, wenn nicht in den amerikanischen Studenten, die einst berufen sein sollen, einer Weltmacht voranzustehen?
Bodo Scheurig

Hochschulnachrichten

Frankfurt

Rechtswissenschaftliche Fakultät:

Priv.-Doz. Dr. Konrad Hesse, Universität Göttingen, wurde für die Dauer des Sommersemesters 1956 mit der kommissarischen Wahrnehmung der Dienstgeschäfte des ordentlichen Lehrstuhls für Öffentliches Recht II beauftragt.

Zum Honorarprofessor wurde Prof. Dr. Hans Muthesius ernannt. Rechtsanwält Dr. Werner Mückenberger, Frankfurt am Main, erhielt für das Sommersemester 1956 einen Lehrauftrag für „Praktische Einführung ins Verfahrensrecht“. Rechtsanwält Dr. Hans Fischerhof, Frankfurt am Main, einen Lehrauftrag für „Energiewirtschaftsrecht“.

Medizinische Fakultät:

Prof. Dr. Gerhard Schoop hat einen an ihn ergangenen Ruf an die Tierärztliche Hochschule Hannover abgelehnt.

Prof. Dr. Horst Kühne, früher Humboldt-Universität Berlin, hat sich für das Fach Chirurgie an die Universität Frankfurt umhabilitiert.

Ebenfalls von Berlin nach Frankfurt umhabilitiert hat sich Prof. Dr. Jörg Jürgens für das Fach Innere Medizin.

Die venia legendi erhielten: Dr. Karl Ludwig Radenbach für das Fach Innere Medizin; Dr. Gustav Hauberg für das Fach Orthopädie; Dr. Ernst Friedrich Pfeiffer für das Fach Innere Medizin.

Philosophische Fakultät:

Dr. Günter Smolla, früher Universität Tübingen, hat sich für das Fach Vor- und Frühgeschichte an die Universität Frankfurt umhabilitiert.

Zu außerplanmäßigen Professoren wurden Priv.-Doz. Dr. Helmut Petri und Dozent Victor Leontovitsch ernannt.

Studienrat Dr. Willi Erzgräber erhielt die venia legendi für das Fach Englische Philologie.

Herr Oberschulrat Dr. Otto Monsheimer erhielt einen Lehrauftrag für Berufserziehung und politische Bildung.

Naturwissenschaftliche Fakultät:

Observator a. D. Dr. Karl Schiller wurde zum Honorarprofessor ernannt.

Dr. Ludwig Genzel erhielt die venia legendi für das Fach Experimentalphysik.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät:

Prorektor Prof. Dr. Fritz Neumark wurde vom Herrn Hessischen Ministerpräsidenten in den Forschungsrat des Landes Hessen berufen.

Zu Honorarprofessoren wurden ernannt: Dr. Rudolf Guntzert, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Frankfurt am Main;

Prof. Dr. Oswald von Nell-Breuning, Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen;

Dr. Heinrich Birck.

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

6. Mai, 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses:
Abendmahlfeyer zum Semesterbeginn

13. Mai, 10.30 Uhr, Aula der Universität:
Festgottesdienst zur Neumatrikulation

Hochschulabend und sonstige Veranstaltungen:

7. Mai, 19.00 Uhr c. t., Sitzungszimmer des Studentenhauses (II. Stock):
Neumatrikuliertentreffen der evangelischen Studenten in Frankfurt am Main

(Einführung in Semesterarbeit, Studienberatung, geselliges Beisammensein)

9. Mai, 19.00 Uhr c. t., Kapelle des Studentenhauses:
Hochschulabend:

„Was ist die Kirche?“

14. Mai, 19.00 Uhr c. t., Großer Klubraum des Studentenhauses:
Einführungsabend für Ausländer

16. Mai, 19.30 Uhr, Hörsaal „H“ der Universität:
Kirchentags-Sonderprogramm:

Vortrag von Studentenfarrer Dr. Böhme über
„Beichte in der evangelischen Kirche“

Sprechstunden des Studentenfarrers:

Mi., 17—19 Uhr, Studentenhaus, Zimmer 32/33
Sa., 10—12 Uhr, Reuterweg 34, Tel. 5 88 70

Dienststunden im Sekretariat:

werktags 9—12 Uhr, Studentenhaus, Zimmer 32, Tel. 77 99 28,
Hausapparat 423

„Essays über Nicolaus von Cues“ *)

Wie oft spricht man von „historischen Augenblicken“ und „weltgeschichtlicher Bedeutung“ und wie wenig bedeutend erweisen sich oft solche Ereignisse und Taten im Ablauf der Zeit. Sicherlich ist kein Tun im menschlichen Leben und auf dieser Erde außerhalb von Raum und Zeit und damit ohne das Vorausgegangene und die Umwelt denkbar, und doch enthält jede geistige oder physische Tätigkeit eines Wesens einen persönlichen, einmaligen, freien Entscheid; es kann daraus ein neuer Gedanke, eine neue Situation, die die Welt bewegen wird, geboren werden. Aber diese Momente, zu denen der Mensch kraft göttlicher Gnade zuweilen gelangt, sind selten und beweisen ihren Wert und Bestand oft erst Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte später. Eine solche Persönlichkeit, deren Gedanken durch die Jahrhunderte in ihrem Wert bestehen konnten, vielleicht die geistig bedeutendste, die Deutschland im 15. Jahrhundert sah, war Nicolaus von Cues. — Dieses Mannes gedenkt der bekannte Frankfurter Historiker Prof. Dr. Wilhelm Nicolay in einer kleinen Schrift.

Das Heftchen ist äußerst interessant geschrieben und zeugt von einer enormen Fach- und Literaturkenntnis des Autors über Cusanus, so wurden selbst die Ergebnisse neuester Forschungen berücksichtigt. Es bietet für jeden geistig Interessierten reiche Anregungen und weist stark auf die Beziehungen des Gelehrten zu Frankfurt hin. Ferner wird die Bedeutung des Nicolaus als des ersten von den Italienern als Deutschen anerkannten Humanisten gezeigt, weiterhin seine Stellung zur Reformation und zum Primat des Papstes und die Entwicklung der Gedanken des Moselaners zu diesem Punkte. Nicht zuletzt werden sein Wirken als Vorläufer der modernen Naturwissenschaft — er hatte wissenschaftliche Erkenntnisse, zu denen erst hundert Jahre später Copernicus gelangte oder sogar die moderne Wissenschaft des letzten Jahrhunderts — und seine staatsrechtlichen Ideen in kurzen Kapiteln dargelegt, auch die Darstellung des Cusanus in der neueren Romanliteratur ist nicht vergessen. Gerade seine Ideen über den Staat versuchen das — wenn auch in anderer Weise — zu verwirklichen, was erst 1870 gelang, nämlich die Gründung eines einheitlichen deutschen Reiches mit einer starken Zentralgewalt. Im ganzen wäre bei der Verwirklichung der Vorschläge des Nicolaus, wie Josef Göres schreibt, die Glaubensspaltung und der blutige Krieg im 17. Jahrhundert dem deutschen Volke erspart geblieben.

Sehr bedauerlich ist an dieser Schrift die äußerst schlechte typographische Gestaltung und die vielen Fehler durch nachlässige Korrektur, ferner die verheerende Interpunktion. Jedoch kann man sagen, daß jeder nur einigermaßen aufgeschlossene Leser dieser Essays einen geistigen Gewinn aus ihnen ziehen kann. Schade ist auch das Fehlen eines systematischen Literaturverzeichnis.

A. Mushak

*) Wilhelm Nicolay: Essays über Nicolaus von Cues, Druckerei J. Jestschke, Frankfurt am Main, 48 S., brosch., 1,— DM.

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern · Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Mikrofilm-Aufnahmen

DISSERTATIONS-
ARBEITEN

Sie Photocopie
Gesellschaft

FRANKFURT - MAIN

Westendstraße 47 · Tel.: 77 84 41

„Kinder im zarten Alter“

Die Filmarbeitsgemeinschaft an den deutschen Hochschulen (Fiag), 1953 zu den Göttinger Filmtagen gegründet, hat sich zu einer beachteten Organisation entwickelt. Bisher haben sich dreizehn Hochschulgruppen die Aufgaben des Verbandes, eigene theoretische und praktische Filmarbeit, zu eigen gemacht. Weitere Clubs werden folgen. Verbindungen zu ähnlichen Vereinigungen des Auslands, so z. B. England, USA, Frankreich, Spanien, Jugoslawien u. a., mit denen rege korrespondierende Zusammenarbeit herrscht, erleichtern die Beschaffung guten ausländischen Materials. Die Studientagungen der Arbeitsgemeinschaft haben weit über den studentischen Bereich hinaus Bedeutung erlangt. Es genügt in diesem Zusammenhang auf die Berliner Tagung über „Filme der Ostblockstaaten“ im Jahre 1955 hinzuweisen. Ähnliche Tagungen sind auch für das kommende Jahr geplant; so eine Studientagung über den skandinavischen Film als Auftakt zur Kieler Woche im Juni, und eine weitere Ende Juli über „Sozialtypen im französischen Film“; wahrscheinlich in Frankfurt.

Es gibt aber noch ein anderes, das die Fiag plötzlich in das Licht einer breiten Öffentlichkeit gerückt hat. Eine neue Unternehmung, die die Feuilletonspalten zahlreicher westdeutscher Zeitungen und Zeitschriften kurze Zeit füllen half und einige kritische Betrachtungen verdient. Seit Beginn dieses Jahres erscheint in der Verantwortung der Fiag eine Monatsschrift „film 56“. Sie trägt den Untertitel: „Internationale Zeitschrift für Filmkunst und Gesellschaft“. — Doch sehen wir zunächst einmal von diesem etwas anspruchsvollen Titel ab.

Es braucht nicht wieder betont zu werden, daß der deutsche und in weitem Maße auch der ausländische Film unter zunehmender Niveau- und Einfallslosigkeit leidet. Darüber ist bereits mehr als genug geschrieben worden. Das Publikum mit seiner Anspruchslosigkeit ist an dieser Entwicklung nicht unschuldig. Es werden eben die Filme produziert, die Geschäft versprechen; dabei kommt es allein auf die Publikumswirksamkeit an. Letztlich entscheidet also der Filmbesucher durch seinen Obulus mit über die „Qualität“. Und hier liegen die pädagogischen Möglichkeiten der Filmkritik. Es gilt dem Verleiher und Produzenten, besonders aber dem Kinobesucher klarzumachen: dieser Film ist schlecht oder gut aus diesem oder jenem Grund. Es kommt darauf an „dem Mann auf der Straße“, auch dem Akademiker, zu helfen, eine Wertung zu finden: ist das Anliegen dieses Films ein „echtes Anliegen“ unserer Zeit und ist es „wahr“, d. h. ehrlich (vielleicht „real“) gestaltet oder nicht.

Zweifellos ist dieses Verfahren einer indirekten Beeinflussung langwierig und zunächst ohne sichtbaren Erfolg, aber er scheint doch das einzig Mögliche. Und damit sind wir schon mitten in der Problematik um „film 56“. Lobenswert, daß sich eine Institution wie die Fiag um diesen Problemkreis bemüht. Erfreulich, daß sich neben dem Filmdienst konfessionell verankerter Gruppen gerade eine studentische Arbeitsgemeinschaft in die Phalanx jener verantwortungsbewußten „Filmerzieher“ gewagt hat. Bei der Analyse der vorliegenden drei Ausgaben des Heftchens ergibt sich aber deutlich, daß in vielen Beiträgen der Ernst, der der Sache angemessen wäre, einer gewissen „interessanten“ Meinungsäußerung, um nicht zu sagen einem Snobismus, weichen mußte; unter dem Motto interessant und „individuell“ um jeden Preis, anders lassen sich solch katastrophale und peinliche Fehlteile, wie die über „Blackboard Jungle“ oder zum Teil auch über den Film „Alibi“ nicht erklären. Wenn Herr Benno Klapp, Jahrgang 1930, stud. phil. und rer. pol., wie wir aus dem Anhang zu Heft 1 ersehen können, beispielsweise in seiner Kritik zu „Saat der Gewalt“ der Meinung ist, man sollte die brennenden sozialen Fragen als das Problem dieses Films zumindest in einigen dürren Worten umreißen, nach seinen Gründen fragen und dazu Stellung nehmen, so scheint er doch offenbar den Sinn des Geschehens nicht ganz begriffen zu haben. Sicher könnte man aus diesem Thema auch ein psychologisches Traktat, mit viel moralinhaltiger Aufmachung oder „streng wissenschaftlicher Abhandlung“ machen. Das ist aber, Gott sei Dank, nicht geschehen. Uns ist das Problem in seiner bestürzenden Unmittelbarkeit auch so aufgegangen. Die „erstaunlichen und hilflosen Lehrer . . .“, die so wichtige Dinge wie ein Trompetensolo diskutieren . . ., Jazzplatten stapeln . . . statt

Werke von Freud und Jung“ zu lesen, sind für uns ebenso gewollt und der Problematik des Films verhaftet, wie die „halbstarken“ Messerstecher. Die Menschlichkeit des in der „Leideform“ agierenden Lehrers Brooks ist von Glenn Ford so überzeugend dargestellt, daß wir uns vergeblich fragen, wie Herr Klapp gerade ihn eines in seiner Wirkung mißlungenen „forschen Bemühens“ zeihen kann.

Dabei handelt es sich leider nicht um Ausnahmefälle. Mutig, kapriziös, journalistisch geschickt — aber sachlich nicht zu halten, das sind die Attribute, die viele der Geschichtchen auszeichnen; ein falsch verstandener Avantgardismus vielleicht. An Reife, Einsicht und Verantwortung

Ihr Friseur im Studentenhaus
Untergeschoß — Zimmer 12

Montag bis Freitag von 8 bis 18 Uhr
Samstag von 8 bis 17 Uhr
Dienstag von 8 bis 13 Uhr

Verkauf sämtl. Toilettenartikel - Preisgünstige Bedienung

zu einem solchen Unternehmen scheint es noch zu mangeln. Der Vorsitzende der Fiag, unser Frankfurter Kommilitone Willy Wehrhahn, hat in Heft 3 einen, wenn auch verschlüsselten, Versuch einer Rehabilitierung seiner Zeitschrift unternommen. Ihm möchten wir raten, das Wagnis der großen räumlichen Trennung von Herausgeberschaft und Redaktion

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

- Amerika und das Bild Europas
Daniel J. Boorstin in Perspektiven, 1956, H. 14
- Das Vaterland, das Gesetz und der Eid
Walter Dirks in Frankfurter Hefte, 1956, H. 3
- Renazifizierung der Bundesrepublik
Helmut Hammerschmidt in Deutsche Rundschau, 1956, H. 4
- Jenseits des Stalinismus
Richard Lowenthal in Der Monat, 1956, H. 91
- Der deutsche Komplex
Josef Mackiewicz in Deutsche Rundschau, 1956, H. 4
- Gibt es eine deutsche Nation?
Hermann Proebst in Merkur, 1956, H. 2

Wissenschaft

- Die neue Weltliteratur — Dichtung unserer Zeit
Otto Forst de Battaglia in Universitas, 1956, H. 2, 3
- Freud und seine Kritiker
Franz Borckenau in Der Monat, 1956, H. 90
- Philologie als geistige Großmacht. Ernst Robert Curtius
Helmut de Haas in Hochland, 1956, H. 4
- Literaturwissenschaft und Dichtung. Von der historischen Schule zur Ontologie
Otto Mann in Deutsche Universitätszeitung, 1956, H. 5/6
- Völkische Sprachwissenschaft. Kritische Bemerkungen zu Leo Weisgerbers Sprachtheorie
Peter Michelsen in Deutsche Universitätszeitung, 1956, H. 4
- Das Grundkonzept der Wirtschaftswissenschaft
Heinz Saueremann in Universitas, 1956, H. 4

Kultur

- Vortrupp und Avantgarde
Theodor W. Adorno in Der Monat, 1956, H. 90
- Die Unesco und die Naturwissenschaften. Forschungsförderung durch eine internationale Organisation
Pierre Auger in Deutsche Universitätszeitung, 1956, H. 5/6
- Die Ausbildung der nichtakademischen Jugend. Die Lehre als Problem zwischen Ausbeutung u. gesellschaftlicher Anerkennung
Karl W. Böttcher in Frankfurter Hefte, 1956, H. 3
- Über die Funktion des Romans
James T. Farrell in Perspektiven, 1956, H. 14
- Zu Mozarts Jubiläum
Edgar Hederer in Die neue Rundschau, 1956, H. 1
- Die Stadt der Zukunft
Theodor Heuss in Universitas, 1956, H. 2
- Über Manierismus in Tradition und Moderne
Gustav René Hocke in Merkur, 1956, H. 4
- Die Einheit der modernen Welt
Hans Egon Holthausen in Universitas, 1956, H. 4
- Vom Neuaufbau der deutschen Städte
Ernst May in Der Monat, 1956, H. 91
- Mäzenas als Sozialingenieur
Harry Pross in Deutsche Rundschau, 1956, H. 3
- Haben wir eine Gegenwartsschule? Wissenschaft, Gesellschaft und Elementarunterricht
Minna Specht in Deutsche Universitätszeitung, 1956, H. 3
- Die menschlichen Beziehungen in der modernen Gesellschaft
Helmut Thielicke in Universitas, 1956, H. 3

(die Redaktion befindet sich bekanntlich in Münster) nicht allzu lange einzugehen. Außerdem gibt es keine Zeitung, die nur „ein Forum der verschiedensten Meinungen darstellt“. Zumindest keine profilierte. Und im übrigen: so verschieden scheinen uns die bisher geäußerten Meinungen, sehen wir von der in lobenswerter Weise abgedruckten bisweilen recht herben Kritik einmal ab, gar nicht zu sein.

Zudem wirkt diese Holzhammerpädagogik der Beiträge auch auf den freundlichsten Leser nach kurzer Zeit ermüdend, langweilig. Die Vielzahl schriller Töne läßt das Wesentliche vergessen. Kurz: Spätestens in einem halben Jahr wird Konkurs gemeldet werden müssen.

Vielleicht läßt sich verhindern, daß „film 56“ von dem traurigen Los betroffen wird, das die Redaktion im 1. Heft in leiser Befürchtung schon heraufbeschworen hat: das traurige Los „der meisten allzu intelligenten (!, die Red.) Kinder, der Tod im zartesten Alter“.

Hanns Schreiner



FISCHER-BÜCHEREI

Das gute Buch für jedermann
Jeder Band DM 1,90

- 1 THORNTON WILDER, Die Brücke von San Luis Rey
- 2 THOMAS MANN, Königliche Hoheit
- 4 STEFAN ZWEIG, Joseph Fouché
- 5 PEARL S. BUCK, Die Frauen des Hauses Wu
- 7 EVE CURIE, Madame Curie
- 8 HANS LEIP, Jan Himp und die kleine Brise
- 9 FRANZ WERFEL, Der veruntreute Himmel
- 11 COLETTE, Milsou
- 15 ANDRE MAUROIS, Benjamin Disraeli
- 19 FRANZ KAFKA, Das Urteil
- 21 LINCOLN BARNETT, Einstein und das Universum
- 22 HERMANN MELVILLE, Billy Bud. Benito Cereno
- 23 HENRY WILLIAMSON, Salar der Lachs
- 24 PLATON, Sokrates im Gespräch
- 28 EDUARD VON KEYSERLING, Beate und Mareile
- 29 ELISABETH RUSSELL, Alle Hunde meines Lebens
- 30 ERNST HARDT, Don Hjalmar
- 31 V. SACKVILLE-WEST, Erlöschenes Feuer
- 32 RICARDA HUCH, Aus der Triumphgasse
- 33 FRANCIS JAMMES, Drei Mädchen
- 34 EGON C. CONTE CORTI, Die Tragödie eines Kaisers
- 35 BRUCE MARSHALL, Das Wunder des Malachias
- 38 MARY WEBB, Die Liebe der Prudence Sarn
- 39 KARL FRIEDRICH BOREE, Dor und der September
- 42 JOSEPH CONRAD, Almayers Wahn
- 44 REINHOLD SCHNEIDER, Philipp II.
- 45 STEFAN ZWEIG, Phantastische Nacht
- 46 STEFAN ANDRES, Die Liebesschaukel
- 47 S. FREUD, Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur
- 48 DAS JAZZBUCH, Von Joachim Ernst Berendt
- 49 OPERNFÜHRER, Von Monteverdi bis Hindemith
- 50 RUDOLPH WAHL, Karl der Große
- 51 WERNER HELWIG, Raubfischer in Hellas
- 52 T. WILLIAMS, Endstation Sehnsucht. Die Glasmenagerie
- 53 HERBERT KUHN, Das Erwachen der Menschheit
- 54 THOMAS MANN, Der Tod in Venedig
- 55 WILLIAM SAROYAN, Ich heiße Aram
- 56 R. K. GOLDSCHMIDT-JENTNER, Die Begegnung mit dem Genie
- 57 HERMANN BROCH, Esh oder die Anarchie
- 58 ANDRE GIDE, Die Schule der Frauen
- 60 HENRY BENRATH, Ball auf Schloß Kobolnow
- 61 JULIAN HUXLEY, Entfallung des Lebens
- 62 THORNTON WILDER, Dem Himmel bin ich auserkoren
- 63 THEODOR HEUSS, Schaffenbeschwörung
- 64 JOHN GALSWORTHY, Die dunkle Blume
- 65 LUISE RINSER, Die Wahrheit über Konnersreuth
- 66 DAS BALLETTBUCH, Von Otto Friedrich Regner
- 67 FRIEDRICH SCHNACK, Das Waldkind
- 68 SIGM. FREUD, Zur Psychopathologie des Alltagslebens
- 69 COLETTE, La Vagabonde
- 70 PASCAL, Auswahl und Einleitung: Reinhold Schneider
- 71 PEARL S. BUCK, Stolz und Herab
- 72 RICHARD GERLACH, Ich liebe die Tiere
- 73 DAS GESCHICHTSBUCH, Von den Anfängen bis zur Gegenwart
- 74 JOCHEN KLEPPER, Der Kahn der fröhlichen Leute
- 75 JOHAN BOJER, Die Lofoffischer
- 76 LUTHER, Auswahl: K. G. Steck, Einleitung: Helm. Gollwitzer
- 77 DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK
- 78 ERIC AMBLER, Schirmers Erbschaft
- 79 FRANZ ALTHEIM, Gesicht vom Abend und Morgen
- 80 B. TRAVEN, Der Banditendoktor
- 81 MARIANNE LANGEWIESCHE, Königin der Meere
- 82 HERBERT KUHN, Der Aufstieg der Menschheit
- 83 ALBERT SCHWEITZER, Genie der Menschlichkeit
- 84 JAMES HILTON, Leb wohl, Mr. Chips!
- 85 THOMAS MANN, Herr und Hund
- 86 HEGEL, Auswahl und Einleitung: Friedrich Heer
- 87 ALEXANDER LERNET-HOLENIA, Die Standarte
- 88 INGE SCHOLL, Die weiße Rose
- 89 LAOTSE, Herausgegeben von Lin Yutang
- 90 MANFRED HAUSMANN, Abel mit der Mundharmonika
- 91 KARL JASPERS, Vom Ursprung und Ziel der Geschichte
- 92 G. K. CHESTERTON, Das Geheimnis des Pater Brown
- 93 SCHNACH, Dorine vom Amselberg oder Der glückselige Gärtner
- 94 KONZERTFÜHRER NEUE MUSIK, Von Manfred Gräter
- 95 EVELYN WAUGH, Tod in Hollywood
- 96 EDZARD SCHAPER, Das Leben Jesu
- 97 PLATON, Mit den Augen des Geistes
- 99 G. VON BODELSCHWINGH, Friedrich von Bodelschwingh
- 100 DANTE, Die Göttliche Komödie (Großbd. DM 2,90)
- 101 RAINER MARIA RILKE, Rodin
- 102 E. VON NASO, Seydlitz
- 103 AUGUSTINUS, Bekenntnisse (Hrsg.: Hans Urs von Balthasar)
- 104 MARTIN BUBER, Die Geschichten des Rabbi Nachman
- 105 JEAN GIONO, Das Lied der Welt
- 106 PAUL NETTL, Mozart
- 107 FR. WERFEL, Die Geschwister von Neapel (Großbd.: DM 2,90)
- 108 FELIX SALTEN, Bambi. Die Geschichte eines Rehens
- 109 KIERKEGAARD, Auswahl und Einleitung: Hermann Diem
- 110 T. WILLIAMS, Die Katze auf dem heißen Blechdach. Die tätowierte Rose
- 111 WERNER BERGENGRUEN, Der Tod von Reval
- 112 KARL MARX, Auswahl und Einleitung: Franz Borckenau
- 114 MAZO DE LA ROCHE, Die Brüder und ihre Frauen
- 115 NIETZSCHE, Auswahl und Einleitung: Karl Löwith
- 116 G. BERNANOS, Tagebuch eines Landpfarrers (Großbd. DM 2,90)
- 117 COMPTON MACKENZIE, Das Whisky-Schiff
- 118 SIEGFRIED MELCHINGER, Theater der Gegenwart
- 120 FRANS EEMIL SILLANPÄÄ, Sterben und Auferstehen

Bücher des Wissens sind durch ● gekennzeichnet —
Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf - B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

Es gilt, die knappe Studienzeit voll zu nützen und dem Fachstudium durch das

Studium universale

den richtigen Sinn zu geben. Eine Zeitung, die in idealer Weise allen Ansprüchen gerecht wird, die ein Akademiker mit Recht an den modernen Journalismus stellt, ist die

Verlangen Sie bitte kostenlose Probenummern vom Verlag: Stuttgart, Silberburgstraße 193, oder von unserem dortigen Beauftragten - siehe Aushang

Monatlicher Vorzugspreis für Studierende DM 2.90

Deutsche Zeitung und Wirtschafts Zeitung

DAS BLATT DER ANSPRUCHSVOLLEN LESER

Gegen die Mission der Phrase

Gedichte macht man nicht mit Ideen sondern mit Worten. (Mallarmé) Mit dieser Bemerkung wird auch der Aphorismus getroffen, dem keineswegs die Tendenz eignet, den Gedanken in sprachlicher Kurzform anklingen zu lassen, daß er dann nur noch in der Reflexion weitergeführt werden müßte. In ihm wird die Sache beim Wort genommen, mit dem und in dem einzig gedacht werden kann. Der Irrtum, daß der Sinn ins Wort hinüberfließe, mit dem man es begaben will, als sei er etwas außer ihm, wird durch das Ziel des Aphorismus Lügen gestraft, denn der Sinn ist das Wort selbst, das im Aphorismus zur schärfsten Geltung kommt. Deswegen erweist sich der Stil, in dem Worte durch die Nachbarschaft anderer erst Gewicht bekommen, als „die Gestaltung dessen, was einer denkt“ (K. Kraus). Das aber wird einzig in Worten ausdrücklich, eben im Satz, „der alles, was in ihm enthalten ist, sich selbst verdankt und sich darum von selbst versteht“. Der Ehrgeiz, den Sinn von den Worten abzulösen, um ihn gleichsam zu destillieren, hält schließlich nichts zurück als nichts, auch wenn er sich bemüht dieses mit dem Aufwand philosophischen Scharfsinns wieder zu materialisieren. Kurzum: im Aphorismus triumphiert der Satz, in dem Worte mit ihren eigenen Bedeutungen nebeneinander treten, sich gegenseitig anziehen und abstoßen, in überraschender Weise Nuancen freilegen, Abtönungen sichtbar machen, eben all das, mit dem der Sinn die Sache bewältigt. Daß das nicht nur eine mimetische Anstrengung ist, die mühsam äußere Wirklichkeit in das Wort hinüberführt, wird in jedem Satz erneut bewiesen, der eine Gegebenheit mit Sinn begabt. Die Frage, wie ein solcher Wechsel des Aggregatzustandes möglich ist, einmal Wirklichkeit und einmal Wort zu sein, zeigt sich als doppelter Irrsinn. Nicht jede Frage bleibt durch ihre Antwort sinnvoll, aber das hätte man schon beim Fragen feststellen können.

Der Umstand, die Aphorismen von Karl Kraus nicht umschreiben zu können, weil es nicht möglich ist, jedoch nicht deshalb, weil es etwa zu schwer fiele, stützt die Auffassung, daß im Satz der Sinn für eine Sache gleichsam mit dem Kräftefeld der Worte bezeichnet wird, dergestalt, daß die Wirklichkeit von diesem Sinn strukturiert erscheint, oder auf Karl Kraus angewandt, den Unsinn einer Sache mit polemischer Schärfe zu würdigen. Werkzeug dieser polemischen Technik ist die Hintergründigkeit des eindeutigen Wortes. So wird die paradoxe Wendung, in der die Spielarten des Wortsinnes im syntaktischen Gefüge offenbar werden, zum Paradigma aphoristischer Aussage. „In keiner Sprache kann man sich so schwer verständigen wie in der Sprache.“ (326)

Nicht daß das Wort sich dem Sinn entzieht und in der Phrase seinen Platz einnimmt — immerhin eine Manier, die viele Auflagen erfährt —, das Wort ist hier in seiner potentiellen Vieldeutigkeit begriffen. Was wunder, wenn die Wertigkeit des Wortes, die der stilistische Zusammenhang fordert, eben die Verzahnung in ein verbales Gefüge, Karl Kraus nicht entgangen ist. Geht man aber darauf aus, es isoliert vorzunehmen, so bewahrt sich die Bemerkung: „Je näher ich an das Wort herantrete, desto mehr blutet es wie der Leichnam vor dem Mörder.“ (326) Man trifft es immer in stilistischer Atmosphäre an, und es steht keineswegs in der Beliebigkeit, bei der der spontane Zugriff noch lange nicht den Sinn garantiert. Es ist das treffende Wort, das die Sache wirklich trifft und nicht eine vorübergehende Aushilfe.

„Der Journalist hat das Wort bei der Hand. Ich bin in der Verlegenheit. Hätt' ich nur einen Journalisten bei der Hand! Ich nimm ihm das Wort aus der Hand und gäb ihm dafür einen Schlag auf die Hand.“ (327)

Das fahrlässige Geschwätz, nicht nur für die Zeitungen sprichwörtlich, treibt den Unfug so weit, daß schließlich vor jedem Kunstgenuß die Warnung stehen muß: „Das Publikum wird ersucht, die ausgestellten Gegenstände nur anzusehen, nicht zu begreifen.“ (325) In den Doppelsinn von „begreifen“ in dem die Unschuld des Sinnes gewahrt bleiben soll, indem man gar nicht erst nach ihm fragt, kommt die Moral zur Geltung, die mit „tabus“ die Phrase in die Taufe hebt, in der das Begreifen schon durch den fehlenden Sinn stets gehindert bleibt. Diese Praxis ist weiten Strecken moderner Schreiberei vorbehalten, freilich noch durch die Annahme verstärkt, daß die Phrase das einfach hin-

genommene gute Gewissen der Gesellschaft ist. Die Überlegung geht in der Phrase so weit, wie es für deren Verständnis nicht notwendig ist.

Die aphoristische Reflexion bringt das schlechte Gewissen zur Geltung, das Unbehagen an sprachlichen Hochstapeleien, bei denen man in Erwartung des Sinnes sich erst gar nicht die Mühe macht, sie zu verstehen. Die Phrase folgt dem Gesetz des geringsten Widerstandes, sie stülpt sich wie ein Hut über ihren Leser und schützt ihn vor den mannigfaltigen Unbillen der Witterung. Ihr eignet die Mission, mit ausschweifender Überredungskraft jedem zu versichern, daß alles zu seinem Wohl bestellt sei, selbst das Verhängnis.

Die polemische Schärfe des Aphorismus' setzt nicht nur der Phrase über eine Sache zu, sondern bringt die Sache in der Kritik an deren sprachlichen Form wieder zur Geltung. Kritik an der Sprache ist zugleich immer auch die Rehabilitierung der Sache, die im Geschwätz verloren ging.

„In einen hohlen Kopf geht viel Wissen.“ (86)

Darauf kommt es aber nicht an, wenn auch dieses Ideal durch Reklame und Presse stets bekräftigt wird.

„Die Mission der Presse ist, Geist zu verbreiten und zugleich die Aufnahmefähigkeit zu zerstören.“ (76)

Ziel ist, der Sache ihr Leben in der Sprache zu retten, die geradezu mit abergläubischer Geste zugunsten hochtrabender Ideologien verzerrt wird.

„Die Zeitungen haben zum Leben annähernd dasselbe Verhältnis, wie die Kartenaufschlägerinnen zur Metaphysik.“ (77)

Darin bekundet sich gleichsam die Verantwortung des Kritikers Karl Kraus, die Sprache wieder auf den Sinn hin auszurichten, was nichts anders bedeutet, als die Sensibilität der sprachlichen Fähigkeit, eben das Verhältnis zur Wirklichkeit in den vielfältigsten Schattierungen, nicht mit vorgeprägter Form zu ersticken. Es ist durchaus nicht abwegig, von einer adaequatio linguae et rei zu sprechen, nicht in der Absicht, beides zur Deckung zu bringen, sondern um den Sinn nicht in den leeren Raum zu richten, wenn nicht gerade der Sinn bei einer Phrase nur Vorwand bleibt. Die Sinngestalt der Sprache scheint unangetastet, als läge in ihr einzig Überzeugungskraft begründet. Mit dem Selbstverständnis dieser Gestik, lediglich die Aufmerksamkeit zu fesseln, gibt sich die Phrase noch hochtrabender als jede wissenschaftliche Diktion, überzüchtet die Erwartung, ohne jemals die Berechtigung durch die Sache selbst zu erlangen.

Karl Kraus trifft dort am schärfsten, wo er gleichsam in engmaschigen Wendungen der Moral eine andere Moral entgegensezt.

„Die Strafen dienen zur Abschreckung derer, die keine Sünde begehen wollen.“ (44)

Moral erscheint hier als Konvention der Phrase. Sie hat die Sache nicht mehr als Anlaß, sondern ist selbst Anlaß geworden. „Moral ist die Tendenz, das Kind mit dem Bade auszuschütten.“ (191)

Kraus gewinnt mit der Einseitigkeit des Aphorismus', der aus der für die Sache stehende Sprache seinen Impuls bezieht, Oberhand über Redensarten, in denen die Dialektik mit der Wirklichkeit zur Ruhe gekommen ist und sich zur Phrase verkürzte. An dieser Unangemessenheit entzündete sich der aphoristische Geist von Karl Kraus, der aus den Worten selbst ein sozial- und moral-kritisches Element bloßlegte, indem er ihnen in paradoxen Verkehren neuen Sinn abverlangte.

„Der Wortwitz, als Selbstzweck verächtlich, kann das edelste Mittel einer künstlerischen Absicht sein, indem er der Abbre-

Rowohlt's deutsche Enzyklopädie

Wie immer auch die Verdienste Rowohlt's um den deutschen Büchermarkt aussehen mögen, gemeinhin gesteht man ihm so etwas wie „verlegerischen Instinkt“ oder ähnliche nimrodsche Qualitäten im literarischen Dickicht zu. Unbestritten bleibt was er für die amerikanische Linke geleistet hat. Die Originalität seiner Rotationsidee dahingestellt — sie war so neu nicht dafür aber zweifellos am Platze —, von hierher bezog die Bücherproduktion des Nachkriegs ihre entscheidenden Impulse. Heute ist die Fülle der Taschenbuchausgaben kaum noch zu übersehen. Aber Rowohlt wäre nicht Rowohlt, ließe er es darauf beruhen. Dieser um einen Slogan nie verlegene Verleger macht nun mit der Herausgabe seiner „deutschen Enzyklopädie“ erneut auf sich aufmerksam. Soweit ist alles in Ordnung, wenn auch der Fischer-Verlag in seiner Taschenbuch-Serie schon seit geraumer Zeit die „Bücher des Wissens“ produziert, ohne sie so geschickt publizistisch auszuwerten. Was ihn freilich nicht hindert, jetzt seinerseits eine „Enzyklopädie des Wissens“ auf den Markt zu werfen. Soweit alles in Ordnung, wie gesagt. Nun haben Enzyklopädie es allermeist an sich, nicht besonders populär zu sein. Folglich braucht man einen Aufhänger. Hier wird aus Rowohlt's Grasso „deutsche Enzyklopädie“. Gleichgültig, wie immer auch man den Begriff Enzyklopädie zu definieren gewillt ist, man konzidiert immerhin verlagstüchtige Euphemie. Wenn aber das Ganze in Blasphemie wie mit dem Erstling dieser Sturzgeburt, Sedlmayr „Revolution“, ausartet, dann wird ein solches Unternehmen in erheblichen Mißkredit gebracht. Leider waren die an die Öffentlichkeit gedungenen Entgegnungen zum Großteil nicht wesentlich besser. Richtig beraten war der Ullstein-Verlag, der ziemlich prompt darauf Leopold Zahns „Kleine Geschichte der modernen Malerei“ herausbrachte, die in schlichter Sachlichkeit gerade die religiösen Anwürfe entschärft. Doch das blieb nicht der einzige Fehlgriff dieser Enzyklopädie, deren wissenschaftliche Attitüde durch den imponierenden Beirat Hochgelehrter für den Außenstehenden gewahrt bleibt. Auch das Buch des Amerikaners Lawrence S. Kubie „Psychoanalyse ohne Geheimnis“ ist alles andere als eine Offenbarung. Überhaupt bieten die ersten Bändchen ein wahres Stelldichein von Freudianern, wobei Werner Kempen „Der Traum und seine Bedeutung“ den stärksten Eindruck hinterläßt. Helmut Schelskys „Soziologie der Sexualität“ ist bereits vielerorts und zu Recht gelobt worden. Es ist sehr schade, daß der Gesamtcharakter dieser Reihe — wenn man ihn in der Wahllosigkeit der bisher veröffentlichten Arbeiten erkennen zu können glaubt — durch die pseudowissenschaftlichen Publikationen entschieden leidet. Man kann sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, als würde hier lautstark aber mit leichter Hand auf einer guten aber etwas überspannten Idee reklamegetrommelt.

Prof. Dr. Böhm wurde anlässlich eines Aufenthaltes in Amerika zur Entgegennahme des ihm verliehenen Stephen-Wise-Preises von der Graduate Faculty of Political and Social Science of the New School for Social Research in New York die juristische Ehrendoktorwürde für seine Verdienste um die Wiederherstellung des Rechtsdenkens nach dem Kriege in der Bundesrepublik verliehen.

viatur einer witzigen Anschauung dient. Er kann ein sozialkritisches Epigramm sein.“ (115)

Die Aphorismen des großen Kritikers Karl Kraus sind von jenem kritischen Geist durchtränkt, der das Mißverhältnis von Sprache und Wirklichkeit als den sicheren Ausgangspunkt moderner Hohlköpfigkeit ansieht. Die Phrase macht nachdenklicher als sie es wert ist.

Die Gesamtausgabe erscheint im Köselverlag und faßt die kleineren Ausgaben aus den Zwanziger Jahren zusammen (Sprüche und Widersprüche, Pro domo mundo, Nachts). Karl Kraus: Bein Wort genommen. München 1955, 463 Seiten 25,— DM.

Herbert Heckmann

Studierende

erhalten die
FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG
als Abholabonnten zum monatlichen
Sonderbezugspreis von DM 2,50

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung
für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
FRANKFURT AM MAIN, An der Bockenheimer Warte

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN

FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD



The British Centre
„Die Brücke“
Frankfurt a. M., Kaiserstraße 48
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm April 1956

Konzert:

Freitag, den 27. April 1956, 20.00 Uhr, Peggy RICHARDSON gibt ein Klavierkonzert mit Werken von Bach, Haydn, Beethoven und im modernen Teil Kompositionen von Lennox Barclay, Arthur Benjamin und P. J. Dohmanyi.
Mrs. P. Richardson ist eine junge begabte südafrikanische Pianistin. Sie gewann 1953 ein Stipendium der Universität von Südafrika, auf Grund dessen sie in London und München studierte. Mit mehreren Konzerten und Rundfunkdarbietungen trat sie bereits an die Öffentlichkeit.

Filme:

23. 4.—28. 4. 1956: „London City“, London als Verkehrs- und Wirtschaftszentrum. „An Impression of London“, London mit den Augen einer jungen Amerikanerin gesehen. „Trooping the Colour“, Das militärische Schauspiel des Aufziehens der Wache.
30. 4.—5. 5. 1956: „Graham Sutherland“, Werk und Stil des Repräsentanten Englands in der modernen Malerei. „Kanadische Landschaften“, Der Film stellt das Werk des kanadischen Malers A. Y. Jackson zur Diskussion.

Vorführungzeiten:

Montag bis Freitag 14.00, 15.30 und 17.15 Uhr, Samstag nur 14.00 und 15.00 Uhr.
Für Schulen und Vereine Sondervorführungen des jeweiligen Wochenprogramms nach vorheriger fernmündlicher Vereinbarung (Telefon 3 37 94).

Regelmäßige Veranstaltungen:

Play Reading. Mittwoch, den 4. April 1956, 20.00 Uhr: O. Wilde: „A Woman of no Importance“. Mittwoch, den 18. April 1956, 20.00 Uhr: O. Wilde: „An Ideal Husband“.

Barcelona nach Barcelona zurückgelegt. Die reine Fahrt kostet 221,— DM.

6 Tage Paris ab 15. 9. Die Busfahrt Bonn — Paris — Bonn, Hotelunterkunft und Frühstück kosten 53,— DM.

Studienfahrt zu den Naturschönheiten und Baudenkmalern Frankreichs vom 15. 8. bis 1. 9. und 2. 9. bis 18. 9. Sie kostet 397,— DM, wobei Fahrt, Halbpension, Stadtrundfahrten und Führungen eingeschlossen sind.

Studienfahrt durch England und Schottland

1. 9. bis 15. 9.
15. 9. bis 29. 9.
29. 9. bis 23. 10.

Sie kostet 358,— DM, und schließt Busfahrt von und bis London, Halbpension, Unterkunft usw. ein.

Neapel — Capri — Neapel — Rom ab 31. 7. jeweils 14 Tage. Der Preis beträgt 180,— DM, wobei Unterkunft und Verpflegung, Schiffspassagen und Bahnfahrten eingeschlossen sind.

Stromboli — Sizilien. Die Reise dauert 15 Tage und beginnt in Neapel und endet in Messina. Unterkunft, volle Verpflegung, Schiffspassagen und Busfahrten kosten 199,— DM.

Kleine Kunsthistorische Italienreise. Route München — Venedig — Padua — Rimini — Perugia — Rom — Siena — Florenz — Gardasee — Innsbruck — München. Die 12tägige Reise, Fahrt im modernen Reisebus und Halbpension kosten 209,— DM (6. 8. bis 17. 8.).

Große Kunsthistorische Italienreise. (Vom 6. 8. bis 20. 8.) Die Route wie oben jedoch bis Neapel — Sorrent. Für die gleichen Leistungen wie oben zahlen Sie 270,— DM.

14tägige große Nordafrikafahrt. Route: München — Rom — Neapel — Messina — Palermo — Tunis — El Diem — Sfax — Oase Gabes — Matma-Oase — Gafsa Sbeitla — Ferina — Kairouan (Kamelmarkt) — Bir el Bey — Tunis — Palermo — Neapel — München. Im Preise von 479,— DM sind alle Fahrtkosten, volle Verpflegung und Unterkunft eingeschlossen.

Klassische Griechenlandfahrt. Busfahrt von München, Halbpension und Unterkunft bei 18 Reisetagen kosten 399,— DM. Route: München — Belgrad — Saloniki — Larissa — Athen — Kap Sunion — Corinth — Mykene — Epidaurus — Nauklia — Argos — Sparta — Tripolis — Olympia — Patras — Delphi — Belgrad — München.

Mittelmeertour Athen — Kairo — Beirut — Stambul vom 21. 9. bis 2. 11. Reiner Fahrtpreis ca. 510,— DM.

Studienreise nach Ägypten und den Sudan. Vom 29. 8. bis 15. 9. Preis 508,— DM. Darin eingeschlossen: Fahrtkosten, Unterkunft, Halbpension.

Dampferfahrt durch das östliche Mittelmeer. Die dreiwöchige Reise umfaßt Fahrt, Unterkunft und Verpflegung und kostet 735,— DM.

E. SAMMELTRANSPORTE

Die Einrichtung des Sammeltransports soll zwei Zwecken dienen:

Einmal sollen durch sie Möglichkeiten geschaffen werden, die Teilnehmer an Lagern und ähnlichen Veranstaltungen möglichst billig dorthin zu bringen, wo die betreffende Veranstaltung beginnt. Die Erreichung dieses Zieles ist in diesem Jahr besonders dringlich geworden, deshalb, weil sich die staatlichen Eisenbahnen aller europäischen Länder, mit Ausnahme der Skandinavischen Länder, Österreichs und des Saarlandes, plötzlich außerstande sahen, weiterhin Schülerermäßigungen für Studenten auszugeben, die zu einem der oben erwähnten Sammelpunkte im Ausland reisten. (Es lebe Europa und die Europäische Föderation!) Um viele prospektive Teilnehmer ihrer Programme nicht durch die hohen Fahrtkosten wieder zu entmutigen, hat die Auslandsstelle des deutschen Bundesstudentenringes versucht, die Kostenvorteile einer Schülerermäßigung durch Sammeltransporte, die in eigener Regie durchgeführt werden, aufrechtzuerhalten.

Zudem sollen die Sammeltransporte für die ausgesprochenen und betonten Individuen unter Ihnen von Nutzen sein. Jene abenteuerlustige und unternehmerische Spezies der Studentenschaft zieht es vor, allein zu reisen. In diesem Falle ist es ganz natürlich, wenn man die reinen Fahrtkosten bis zu einem peripheren Zielland möglichst niedrig halten kann, ohne dabei gewaltig an Zeit und Sicherheit zu verlieren, wie es etwa beim primitiven Hitchhiken oft der Fall ist. Man stelle sich vor, daß einer nach Griechenland oder die Türkei „mit dem Daumen fahren“ wollte! Dieser Studentengattung, die für ihre Verhaltensweise sicherlich gute und berechtigte Gründe hat, möchten wir im buchstäblichen Sinne voran- helfen.

Damit wir uns nicht mißverstehen: die Teilnahme an einem bestimmten Programm zwingt Sie nicht, an dem entsprechenden Sammeltransporten teilzunehmen, noch wird die Zulassung zur Teilnahme an einem Sammeltransport von Ihrer Bereitschaft abhängig gemacht, an einem bestimmten Programm teilzunehmen.

München — Neapel: 14 Transporte vom 30. Juli bis 26. September. Preis: 37,— DM.

München — Catania (Sizilien): 3 Transporte. Preis: 42,— DM.

Für die Rückreise besteht kein Sammeltransport, weil die Bahnfahrt auf lange Strecken in Italien so billig ist, daß sich die Durchführung eines Sammeltransports gar nicht lohnt.

München — Athen — München: je 5 Transporte. Preis: 80,— DM einfach, 158,— DM hin und zurück.

München — Istanbul: etwa 5. 8. 1956. Preis: 97,50 DM.

Frankfurt — Port Vendres — Frankfurt: je 6 Transporte. Preis: 55,— DM einfach, 110,— DM hin und zurück.

Stuttgart — Nizza — Stuttgart: je 3 Transporte. Preis: 35,— DM einfach, 70,— DM hin und zurück.

Aachen — London: 38 Transporte. Preis: 31,50 DM (bis 21 Jahre alt), 46,— DM (über 21 Jahre alt).

London — Köln: 37 Transporte. Preis: 67,50 DM (bis 21 Jahre alt), 93,— DM (über 21 Jahre alt).

Köln — Paris — Köln: je 12 Transporte. Preis: 23,— DM einfach, 38,— DM hin und zurück.

Bonn (Karlsruhe) — Barcelona oder Barcelona — Bonn (Karlsruhe): jeweils 15 Transporte. Preis: 58,— DM (55,—) einfach, 113,— DM (107,—) hin und zurück.

Die Rückfahrt wird im Raum Lyon zur Übernachtung unterbrochen (etwa 5,— DM).

F. STUDENTENFLÜGE

Die Flugpreise liegen unter dem Eisenbahnfahrpreis 3. Klasse, weil es in diesem Charterprogramm keine halbvollen Flüge gibt, keine tote Wintersaison, die mitbezahlt werden muß und auch kein Luxusdienst.

Studentenflüge gewährleisten aber die gleiche Sicherheit und Pünktlichkeit wie die kommerziellen Linienflüge.

Sie haben folgende Möglichkeiten:

Düsseldorf — London: 46 Flüge. London — Düsseldorf: 45 Flüge. Preis: 50,— DM Einzelflug, 88,— DM Hin- und Rückflug.

Frankfurt — London: 4 Flüge. London — Frankfurt: 5 Flüge. Preis: 63,— DM Einzelflug, 118,— DM Hin- und Rückflug.

Frankfurt — Barcelona — Frankfurt: je 5 Flüge. Preis: 103,— DM Einzelflug, 198,— Hin- und Rückflug.

Neben diesem Programm bitten wir Sie, die AStA-Programme zu beachten!

Freddy Zölls

Sommerprogramm der Auslandsstelle des Bundesstudentenringes

Gegen Mitte Mai wird das Sommerprogramm der Auslandsstelle des Deutschen Bundesstudentenringes e. V. erscheinen und im Auslandsreferat des AStA erhältlich sein. Die Auslandsstelle veranstaltet Programme, Sammeltransporte und Studentenflüge. Das Anmeldeverfahren ist in allen drei Fällen das gleiche:

Sie erhalten im Auslandsreferat ein Anmeldeformular, welches Sie ausgefüllt zusammen mit der Anzahlung nach Bonn schicken. Im Gegensatz zum örtlichen Auslandsreferat veranstaltet die Auslandsstelle nur solche Reisen, die sich für die Auslandsreferate wegen ihrer mangelnden Wirkungsbreite nicht lohnen.

Als Programme sind Arbeitslager, Ferienlager, Studienfahrten und Sonderveranstaltungen anzusehen. Mit Sammeltransporten sind verbilligte Bahn- oder Busreisen gemeint. Studentenflüge werden äußerst preiswert mit eigens dazu gecharterten Maschinen veranstaltet.

Da Programme und Sammeltransporte meist von einem zentralen Ort in Westdeutschland ausgehen, müssen die einzelnen Reisetilnehmer notgedrungen von ihrem Heimatort aus dorthin reisen. Deshalb bitten wir folgende Neuregelung für das Jahr 1956 unbedingt zu beachten und in Ihre Kalkulationen aufzunehmen: während es in den vergangenen Jahren möglich war, für die Anreise eine 50%ige Ermäßigung zu erhalten, entfällt dieser Vorteil von nun an.

Eine solche Ermäßigung wird von der Bundesbahn nur dann gegeben, wenn der Zielort des Programms oder des Sammeltransports in Österreich, im Saarland oder in Skandinavien liegt.

A. ARBEITSLAGER

Im Rahmen des Programmes der Auslandsstelle des deutschen Bundesstudentenringes finden zahlreiche Arbeitslager statt. Sie erfreuten sich in der Vergangenheit größter Beliebtheit, wahrscheinlich deshalb, weil dadurch auch diejenigen unserer Kollegen die Möglichkeit, sich im Auslande aufzuhalten, haben, die sonst die Mittel hierzu nicht aufbringen könnten. Man hat sich daher von den verschiedensten Seiten bemüht, das Volumen der Arbeitslager für den Sommer und Herbst 1956 auszudehnen. Leider ist dies aber nicht gelungen. Die Zahl der Arbeitsplätze in England konnte nicht wesentlich erhöht werden, auf die Arbeitslager in Spanien mußten wir leider ganz verzichten, die Gründe hierfür können Sie von denen Ihrer Kollegen erfahren, die im vergangenen Jahr an einem der spanischen Arbeitslager teilgenommen haben.

Insgesamt werden 27 Arbeitslager veranstaltet werden. Sie dauern von Juli bis Oktober, reichen also von der Obst- bis zur Kartoffelernte. 22 dieser Arbeitslager, der Löwenanteil also, werden in England veranstaltet. Sie befinden sich in den Midlands, den östlichen Grafschaften, Warwickshire, Cambridgeshire, Lincolnshire und Yorkshire. Die Arbeit wird — besonders für den reinen Akademiker — zunächst recht schwer und mühsam sein, wenn wir auch in Deutschland schlechthin an ein scharfes Arbeitstempo gewöhnt sind. Auf der anderen Seite bietet uns die englische Verpflegung in den Lagern einige Neuheiten: besonders an das relativ „leichte“ Essen müssen wir uns zunächst gewöhnen. Vergessen Sie also nie, daß es sich um „Arbeits“lager handelt — glauben Sie aber um Gottes willen nicht, daß Sie ausgenutzt oder gar angetrieben würden. Sie werden in den englischen Farmern und den Leuten auf dem Lande reizende Menschen entdecken, deren Freundschaft zu gewinnen sich lohnt. Glauben Sie auch nicht, daß Sie nun während der ganzen Lagerzeit in einem gottverlassenen Camp isoliert säßen: Sie werden am freien Samstag und Sonntag immer die Gelegenheit haben, in die nächste „town“ zu einem „dance“ zu gehen oder in einem „pub“ Ihr Bier zu schlürfen. Ja, in den meisten Fällen ist es nach London oder einer anderen großen Stadt gar nicht weit und wenn Sie eine kleine Weile am Straßenrand gestanden haben, findet sich sehr bald jemand mit einem

älteren Automodell, der Ihnen gerne einen „lift“ gibt. So gesehen, ist der Transport in England bestimmt nicht teuer. In den NUS-Lagern beträgt der Mindeststundenlohn etwa 2/2 shillings (1 sh = 0,60 DM), die Zahl der Arbeitsstunden pro Woche betrug im vergangenen Jahr 40. In den sogenannten Allied-Circle-Lagern werden 38 Stunden gearbeitet, der Lohn schwankt zwischen 1,25 und 1,70 DM pro Stunde je nach Alter und Geschlecht. In diesen Lagern bemüht man sich besonders, gemeinsame Unternehmungen zu veranstalten und zu fördern. Allied Circle legt größten Wert darauf, Studentinnen für seine Lager zu gewinnen. Aus dem verdienten Geld werden Sie die Unterkunft und Verpflegung im Lager bestreiten müssen, und zwar im voraus. Sie können — bei guter Witterung — damit rechnen, daß Sie bis zu 20,— DM pro Woche als Taschengeld behalten werden. Zigaretten und Bier kosten etwa ebensoviel wie in Deutschland, Tee und Kaffee sind eher etwas billiger.

Für die Arbeitslagerteilnehmer in England sind für die Einreise nach England drei Dinge unerlässlich, nämlich

a) die „Entrance-Card“ für das entsprechende Arbeitslager. Diese Card erhalten Sie nachdem Sie sich für ein Arbeitslager angemeldet haben und akzeptiert worden sind (das hängt hauptsächlich davon ab, ob noch Plätze frei sind oder nicht).

b) Die Rückmeldekarte für den Sammeltransport London — Köln bzw. die Flugkarte bzw. soviel bares Geld, daß Sie sich auf eigene Rechnung eine Rückflugkarte kaufen können.

c) Mindestens 5 £ in bar oder in Schecks als Reservebetrag.

Der „Immigration-officer“ wird seine Einreisegenehmigung von der Erfüllung dieser drei Bedingungen abhängig machen.

Außerdem findet ein Sommerarbeitslager in Holland in der Nähe von Hilversum statt. Die Studenten werden Waldwege anlegen, die Studentinnen Gemüsekulturen und Baumschulen pflegen. Erfahrungsgemäß werden die Teilnehmer von holländischen Familien eingeladen. — Auch in Norwegen wird im Juli und August ein internationales Arbeitslager stattfinden, und zwar werden die Teilnehmer am Bau einer Straße arbeiten. Sie werden etwa 7 Stunden täglich arbeiten, in Blockhütten untergebracht sein, und neben freier Unterkunft und Verpflegung noch ein Taschengeld ausgezahlt bekommen. Für die Anreise nach Svator erhalten Sie eine Schülerfahrkarte. — Es ist weiterhin damit zu rechnen, daß die schwedischen und finnischen studentischen Nationalverbände, wie bisher in jedem Jahr, Arbeitslager ausschreiben werden. Die schlechte Witterung und der lang anhaltende Winter hat sie bisher daran gehindert, die Vorbereitungen bis zur Veröffentlichung voranzutreiben. Beachten Sie also bitte die Aushänge am Schwarzen Brett Ihres Auslandsreferats des AStA oder gehen Sie einfach zum Referenten und fragen Sie ihn (falls er hinsichtlich der Aushänge nicht gerade der Zuverlässigste zu sein scheint).

Wir werden oft gefragt, warum keine Arbeitslager in Frankreich veranstaltet werden. Es werden Arbeitslager in Frankreich durchgeführt, und zwar von der Organisation: Jeunesse et Reconstruction, 137, Bvd. St. Michel, Paris VIIIe, an die Sie sich bitte wenden wollen. Wir machen Sie lediglich darauf aufmerksam, daß es sich hier hauptsächlich um Arbeit im Haus- und Straßenbau und der Weinernte handelt. Die Bezahlung ist sehr schlecht, deshalb, weil der Veranstalter auf dem Standpunkt steht, daß die Deutschen dadurch eine Art „Wiedergutmachung“ leisten könnten, daß sie auf eine Bezahlung ihrer Arbeit — im Gegensatz zu allen anderen nicht-französischen Studenten in diesen Lagern — verzichteten. Da wir unsererseits diesen Standpunkt nicht zu teilen vermögen, bestehen, was Arbeitslager betrifft, keine direkten Beziehungen zwischen den französischen und deutschen Organisationen. Wenn Sie sich aber für diese Lager interessieren

renten zu wenden, der ein Programm von Jeunesse et Reconstruction besitzen sollte. Wenn nicht, so bitten Sie ihn ruhig, sich ein solches Heft zu besorgen.

Noch ein Wort zu den Arbeitslagern: Auch wir veranstalten Arbeitslager für Ausländer in Deutschland und zwar in Baden-Württemberg, Bayern (in der Nähe von München), im Harz und im Westerwald. Meistens handelt es sich um Land- und Forstarbeit. Unsere ausländischen Freunde kommen hierher, um deutsche Kollegen bei der Arbeit kennenzulernen. Bisher hat es sich gezeigt, daß herzlich wenig deutsche Kommilitonen an diesen Lagern in Deutschland teilnahmen, obwohl die Bezahlung, Unterkunft und Verpflegung relativ gut sind. Ohne Zweifel ist für Sie ein Arbeitslager, das doch auch mit einem Ferienaufenthalt verknüpft ist, im Ausland reizvoller als in Deutschland, zumal Sie in Deutschland anderswo vielleicht mit weniger Arbeit mehr Geld verdienen können. Doch: wenn Sie Ihre Sprachkenntnisse verbessern und sich in aller Muße mit ausländischen Kollegen beschäftigen wollen, so gibt es unseres Erachtens kaum eine bessere Gelegenheit dazu als in einem deutschen Arbeitslager. Hier treffen Sie bestimmt besonders „germanophile“ ausländische Studenten, während Sie bei der Teilnahme an einem der ausländischen Arbeitslager doch Gefahr laufen, Ihre Kollegen vom Hörsaal nebenan wieder zu treffen und (was schlimmer ist) zu hören.

B. FERIENLAGER

Was die Ferienlager anlangt, so bietet Ihnen das Sommerprogramm insgesamt 54 solcher Lager in Westeuropa. Wenn davon auch allein 17 auf Mallorca und 7 auf Stromboli entfallen, so scheint uns doch eine gute Streuung gegeben zu sein.

Die guten Erfahrungen des vergangenen Jahres haben die Auslandsstelle bewogen, die Lager in Mallorca auszubauen und zu verbessern. Sie werden an drei verschiedenen Orten stattfinden und jeweils einen anderen Charakter tragen.

Eines davon ist an der Ostseite der Bucht von Palma de Mallorca gelegen. Es handelt sich hierbei um die kleine Bungalow Kolonie C'an Pastilla. Die Bungalows haben je drei Doppelzimmer, ein Wohnzimmer und eine kleine offene Halle. Dieses Lager dürfte hauptsächlich die internationalen, leicht versnobten Bummler unter Ihnen ansprechen: Palma ist leicht erreichbar, dort kann man Segel- und Motorboote für wenig Geld mieten, Milchbar, Tanzfläche und internationales Publikum werden Sie auf Ihre Kosten kommen lassen. Das Restaurant der Kolonie sorgt für kulinarische Genüsse des Mittelmeers: calamares und pescadillas. Die Kolonie wird am 26. Juli eröffnet und am 20. September geschlossen. Zwei Wochenaufenthalt, volle Verpflegung und die Passage von und nach Barcelona inbegriffen, kosten **166,— DM**.

Das Ferienlager in Cala Ratjada liegt an der Ostküste von Mallorca, also doch schon etwas abseits. Es soll die Naturfreunde unter Ihnen befriedigen. Die Küste dort ist wild zerklüftet, doch ist der Badestrand in kurzer Zeit per pedes zu erreichen. Den Unterwassersportfreunden von Ihnen gibt diese Lage die Gelegenheit, ihre Montblanc-Füller direkt bei den Tintenfischen zu füllen. Wer nur Ruhe, Sand, Meer und Sonne sucht, der wird in den Buchten ungestört beschauliche Ferientage erleben können. Dolce far niente also. Zwei Wochen in diesem Paradies, das am 2. August eröffnet wird und aus dem am 25. Oktober die Vertreibung erfolgt, kosten bei voller Verpflegung, Unterkunft in kleinen Häuschen, Passage und Bus von Barcelona und zurück **132,— DM**.

An der Südostküste Mallorcas liegt unser Lager Cala Figuera, das im Vorjahr als eines unserer Renomierlager angesehen werden konnte. Inzwischen ist das Haus ausgebaut und vergrößert worden und wir waren bedacht, etwaige Mängel auszubügeln. Ansonsten ist alles beim alten geblieben: Der nahe Strand und die fabelhaften Möglichkeiten für Unterwasserfischer. Aber am besten erkundigen Sie sich einmal bei ein paar Kollegen, die im vergangenen Jahr ihre Ferien dort verbracht haben! Der Abschied wird Ihnen sicherlich so schwer fallen wie Ihren Vorgängern im vorigen Jahr. Die gleichen Leistungen wie bei den oben angeführten Lagern kosten Sie hier **128,— DM**.

werden sicherlich schon entdeckt haben, daß diese Mallorca-Programme alle in Barcelona beginnen. Es erhebt sich jetzt die ernste Frage, wie man wohl am billigsten nach Barcelona, das doch immerhin 1200 km von Ihrem Heimatort entfernt ist, kommen könne. Selbstverständlich hat auch hierfür die Auslandsstelle eine Antwort bereit: Benutzen Sie die Sammeltransporte nach Barcelona. Entweder fahren Sie mit dem Bus: dann gibt es wieder die bekannten zwei Möglichkeiten: wenn Sie in Bonn zusteigen, zahlen Sie 58,— DM einfach, 113,— DM hin und zurück; steigen Sie erst in Karlsruhe zu, so zahlen Sie 55,— DM einfach bzw. 107,— DM hin und zurück. Da man, um eine ärgerliche Übermüdung zu vermeiden und zu gewährleisten, daß Sie taufriisch in Barcelona oder Bonn ankommen werden, im Raume Lyon übernachten wird, dürfen Sie für die im Fahrpreis nicht eingeschlossene Übernachtung noch einmal 5,— DM hinzulegen. Andererseits können Sie aber auch von Frankfurt nach Barcelona fliegen: dann zahlen Sie 103,— DM für den einfachen Flug, 198,— DM für den Hin- und Rückflug.

Rechnen wir die Gesamtkosten doch einmal aus. Es kostet Sie:

	Bus		Flug
	Bonn	Karlsruhe	
C'an Pastilla	279,— DM	273,— DM	364,— DM
Cala Ratjada	245,— DM	239,— DM	330,— DM
Cala Figuera	241,— DM	235,— DM	326,— DM

Das aus dem Vorjahr bekannte Ferienlager „17 Tage Stromboli“ wurde in der Zwischenzeit wesentlich verbessert und ausgebaut. Mit besonderer Genugtuung werden Sie zur Kenntnis nehmen, daß jener Ausbau und jene Verbesserungen auch vor den im Vorjahr vielleicht etwas beklagenswerten sanitären Einrichtungen, denen sich unsere südländischen Freunde mit einer gewissen Unbefangenheit nähern, nicht Halt gemacht haben. Diese 17 schönen Tage, in denen für Unterkunft in kleinen Häusern, volle Verpflegung und die Passage Neapel—Stromboli—Neapel gesorgt ist, belasten Ihren Haushaltsplan mit nicht mehr als 157,— DM. Die Ortsverlagerung Ihres werten Selbst von München nach Neapel besorgt die Eisenbahn mit der ihr innewohnenden Präzision für 37,— DM; wenn Sie diesen Preis auf den Kilometer umrechnen, fahren Sie hierbei billiger als mit dem eigenen Fahrrad.

Die in der Bundesrepublik so oft zitierte Restauration, die doch mit einer gewissen Stagnation und Ideenarmut verbunden sein soll, hat glücklicherweise in der Auslandsstelle noch nicht Einkehr gehalten. Dafür haben wir Beweise: hat es die Auslandsstelle doch tatsächlich unternommen, auf dem Gebiete der Ferienlager Neuland zu betreten. Hier einige neue Programme.

Auf vielfachen Wunsch hat man sich entschlossen, auch ein Ferienlager in Ytterby bei Göteborg in Schweden zu veranstalten. Sie werden in einer stillen Pension wohnen, von der aus Sie in 10 Minuten zu Fuß entweder das Meer oder den Wald erreichen können. Diese Landschaft strahlt völlige Ruhe aus und Ihren vielleicht von Examensvorbereitungen oder überstandenen Examensnöten gepeinigten Nerven wird ein solches „Nervenbad“ ausgezeichnet bekommen. Die größte schwedische Hafenstadt Göteborg liegt ganz in der Nähe. Aus eigener Erfahrung darf ich Ihnen sagen, daß ich Göteborg als eine schöne und anregende Stadt finde. Was mich besonders in Göteborg beeindruckt hat, sind die Mädchen, die hier — obwohl in Schweden allgemein zu preisen — meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie werden Ihnen diese Aufmerksamkeit gerne schenken und sich meiner Worte sicher erinnern. Unterkunft in Doppelzimmern mit fließendem Wasser (vergessen Sie nicht: Schweden ist das Amerika Europas, was die technisch-zivilisatorische Entwicklung anlangt) und volle Verpflegung betragen für 14 Tage **158,— DM**. Für die Anreise können Sie Schülerfahrkarten benutzen.

Eine Mischung besonderer Art bietet Ihnen das Ferienlager Kopenhagen — Isefjord: Während Sie die erste Woche in der reizvollen und charmanten Stadt Kopenhagen, dem Paris des Nordens wie viele sagen, verbringen werden, um Schlösser, Museen, aber vor allem die Wohlhabenheit ausstrahlende Altstadt, den Tivoli, das Palladium,

lassen, wohnen Sie in der zweiten Woche in strohgedeckten Häuschen am Isefjord. Hier befinden sich die Ferienheime der Universität Kopenhagen; Ausflüge in die Umgebung mit Fahrrädern, die Sie mieten können, lohnen sich in jedem Falle. Dieser wohlausgewogene Gegensatz läßt uns dieses Ferienlager als äußerst empfehlenswert erscheinen. Wenn Sie nun noch bedenken, daß Unterkunft, Halbpension in Kopenhagen (Sie können billig und gut im CVJM-Haus in der Kannikerstraede essen), Vollpension am Isefjord und Fahrtkosten von Kopenhagen zum Isefjord und zurück nur **139,— DM** für 14 Tage kosten, bleibt eigentlich wenig, was einem von einer Teilnahme zurückhalten könnte. Denken Sie auf alle Fälle an die ausgezeichnete, überreichliche und bekömmliche dänische Küche und das vorzügliche Tvborg Öl (Öl-Bier).

Cap d'Ail liegt in der Nähe von Nizza. Dort veranstaltet der Cité-Club von Paris schon seit Jahren Ferienlager. In diesem Jahr werden auch deutsche Studenten die Möglichkeit haben, hier sich mit Ihren französischen Kollegen auszutauschen. Hoch über dem Meer liegen die Bungalows und Zelte inmitten von Olivenplantagen. Sie sind sauber und gut eingerichtet. Dusch- und Waschräume stehen in ausreichender Zahl zur Verfügung. Kinovorführungen, musikalische und gesellschaftliche Veranstaltungen, Sportmöglichkeiten und vor allem herrliche Badegelegenheiten machen diese Ferienzeit dort zu einem Kabinettstück Ihrer Erinnerung. 14 Tage Cap d'Ail bei voller Verpflegung und Unterkunft in Bungalows kosten **164,— DM**, bei Unterkunft in Zelten **136,— DM**. Die Reise nach Cap d'Ail können Sie mit dem Sammeltransport Stuttgart — Nizza unternehmen. Die einfache Fahrt kostet **35,— DM**, die Hin- und Rückfahrt **70,— DM**.

Erstmalig wurden Lager der Insel Malta und der Insel Mykonos in der Ägäis eröffnet. Das Malteser Lager findet in dem Ort Sliema statt. Die Anreise erfolgt über Catania (Sizilien). Das 14tägige Lager kostet **244,— DM** bei Vollpension. Im Preis ist der Flug Catania — Malta — Catania inbegriffen. Die Fahrt von München nach Catania kostet einfach **45,— DM**. Falls Sie beabsichtigen, an diesem Lager teilzunehmen, müssen Sie also mit **Gesamtkosten von 344,— DM** rechnen.

Das Lager der Insel Mykonos in der Ägäis wird in Zusammenarbeit mit dem griechischen Studentenverband durchgeführt. Mykonos ist eine ausgesprochene Badeinsel, auf der die begüterten Griechen ihre Ferien verbringen. Neben einem ausgezeichneten Badestrand mit Süßwasserduschen, besteht die Möglichkeit, mit dem Motorboot nahegelegenen Inseln, wie zum Beispiel Delos, Naxos, Lesbos, einen Besuch abzustatten. Nach Mykonos gelangen Sie in einem Sammeltransport über Athen. Es besteht die Möglichkeit, einige Tage in Athen zu verweilen. Sie werden in kleinen zweistöckigen, komfortablen Bungalows wohnen. Das Lager dauert jeweils 15 Tage, kostet **171,— DM**, wobei Unterkunft, Abendessen, Frühstück und eine 8stündige Schiffsreise von und nach Piräus eingeschlossen ist. Der Sammeltransport München — Athen — München kostet **158,— DM**. Er wird in modernen Luxusbussen bei drei Übernachtungen, die im Preis inbegriffen sind, durchgeführt. Wir können Ihnen sehr eindringlich diesen Ferienaufenthalt empfehlen, deshalb weil diese Insel von unseren Landsleuten bisher weitgehend verschont geblieben ist.

C. SONDERVERANSTALTUNGEN

Die großen Schlager des Sommerprogramms werden die folgenden Sonderveranstaltungen sein:

1. Jachttour durch das westliche Mittelmeer

Das Schiff ist eine Motorjacht mit Schlafkabinen und Eßraum für 20 Personen. Sie werden voll an Bord gepflegt und können sicher sein, daß Kapitän und Mannschaft ihr bestes tun werden, um Ihre Wünsche zu befriedigen. Die Tour beginnt und endet in Port Vendres, einem kleinen Hafen an der spanisch-französischen Grenze. Die Fahrtroute führt um die balearischen Inseln und an der spanischen Küste entlang. Wenn es alle Passagiere wünschen, kann die Route geringfügig geändert werden; jedoch kann die Gesamtfahrtstrecke von 1100 km nicht überschritten werden. Die Jachttour dauert jeweils 14 Tage und kostet **322,— DM**. Der Preis schließt

kosten des Schiffes, sowie Hafen-, Landungs- und Wassergelder ein. Der Abschluß einer Unfallversicherung (Prämie 6,60 DM) ist obligatorisch. Port Vendres erreichen Sie mit einem unserer Sammeltransporte von Frankfurt/M. aus. Die einfache Fahrt kostet **58,— DM**, die Hin- und Rückfahrt **113,— DM**. Die gesamte Jachttour von und bis Frankfurt gerechnet belastet ihren Etat demnach mit **461,60 DM**.

2. Segellager

Vom 1. bis 14. August veranstaltet die Auslandsstelle in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Studentischen Nationalverband ein Segellager in Ascona. Die schöne Lage des Ortes, gute Unterkunft in 2—3-Bettzimmern und der Segelunterricht werden Ihnen bestimmt sehr zusagen und eine Ferienzeit gewährleisten, an die Sie sich bestimmt gerne erinnern. Neben der Pflege des Segelsports werden Sie Gelegenheit haben, an Ausflügen nach Lugano und die herrliche Bergwelt des Tessin teilzunehmen. Der Preis von **263,— DM** schließt volle Verpflegung, Unterkunft, Segelunterricht, Gesteuerung der Boote und Ausflüge ein. Der Abschluß einer Versicherung, Prämie 6,60 DM, wird empfohlen.

Sollten Ihnen der Luganer See und seine Umgebung nicht als der geeignete Segelplatz erscheinen, so ist Ihnen Gelegenheit gegeben an einem der drei Segellager in Holland teilzunehmen. Gesegelt wird auf den „Loosdrechtsche Plassen“, einem der größten holländischen Seen, etwa 20 km südöstlich von Amsterdam. Sie werden in Oud-Loosrecht, dem fürstlichen Jachthafen, in 2—3-Bettzimmern wohnen. Die Verpflegung ist nach holländischer Tradition gut und reichlich. Bei schlechter Witterung bietet Amsterdam — 40 Minuten Busfahrt — eine willkommene Abwechslung. Hilversum ist mit dem Bus in 15 Minuten zu erreichen. Für die ersten drei Lagertage stehen Ihnen 6 Boote kostenlos zur Verfügung. Danach zu verbilligten Gebühren. Segelregatten sind während der Lagerzeit vorgesehen. Der Preis für 14 Tage Unterkunft, volle Verpflegung und kostenlose Benutzung der Boote für die ersten drei Lagertage beträgt **155,— DM**. Auch hier legen wir Ihnen den Abschluß einer Versicherung (Prämie 6,60 DM) nahe.

3. Hochgebirgslager

Die Griesseralp (Prägraten/Tirol) liegt 1700 m hoch. Sie haben zwei Wochen Gelegenheit, Bergtouren zu unternehmen; in jeder Lagerzeit ist eine Hochgebirgstour unter der Leitung eines Bergführers vorgesehen. Für Unterkunft in Ein- und Zweibettzimmern eines modernen, und neuingerichteten Hauses sowie volle Verpflegung zahlen Sie den niedrigen Betrag von **112,— DM**. Für die Anreise mit der Bahn kann eine 50%ige Ermäßigung gewährt werden. Die Versicherung beträgt **9,20 DM**.

4. Faltboot-Tour Salzburg — Wien

Nach einem eintägigen Aufenthalt in der Mozartstadt fahren Sie zum Fuschlsee, dann weiter zum Mondsee und von dort führt Sie die Reise zu Wasser und Lande über Unterach, Steinbach, Vorderer Langbarthsee, Ebensee, Taurensee, Gmunden nach Linz. Von hier reisen Sie mit Boot weiter über Kloster Melk, Aggsbach, Aggstein, Spitz, Weißkirchen, Dürstein und Krems nach Wien. Wien erreichen Sie am 10. Tag. In der Donaumetropole halten Sie sich drei Tage auf, in denen Besichtigungen des Wiener Waldes, von Schönbrunn und ein Besuch im Schloß Belvedere vorgesehen sind. Nach dem 13. Tag endet das Programm. Die Teilnehmer werden in Jugendherbergen und kleinen Landhäusern untergebracht. Vorkenntnisse im Faltbootfahren sind nicht erforderlich, die Teilnehmer müssen aber Schwimmen können. Die Donau ist jedoch nicht gefährlich, trotzdem ist der Abschluß einer Versicherung angebracht. Der Preis für die 13tägige Fahrt beträgt **170,— DM** plus 6,60 DM Versicherung. Für die Anreise kann eine Schülerkarte ausgestellt werden.

D. STUDIENFAHRTEN

VW-Bus-Fahrten durch Spanien und Portugal vom 1. 8. bis 22. 8. und 22. 8. bis 12. 9. 1956. Es werden etwa 4500 km von

Jahrbücher, die meist bestimmten Stoffgebieten gewidmet sind, wie Jb. für Volkskunde oder Goethe-Jahrbuch etc.

Kongreßberichte und

Festschriften, die nicht periodisch, aber je nach Anlaß erscheinen und Sammlungen von wissenschaftlichen Artikeln darstellen.

- c) Schriften- und Buchreihen, also Sammlungen von längeren und abgeschlossenen Abhandlungen, die entweder zusammengefaßt oder selbständig unter einem Sammel-titel erscheinen, wie etwa die „Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ oder „Handbuch der Kunstgeschichte“.
- d) Repräsentative Einzeldarstellungen oder Monographien über bestimmte Stoffgebiete.
- e) Repräsentative kulturmorphologische oder -philosophische oder sonst spekulative Literatur, die einzelne Stoffgebiete unter einem allgemeineren Aspekt behandelt.

III. Gruppe: Verschiedene Hilfsliteratur zur Stoffbewältigung und zur Verarbeitung des Schrifttums außer den oben genannten Bibliographien:

Einführungen in das Studium eines bestimmten Faches.

Geschichte des Faches, Biographien bekannter Forscher.

Methodenlehren eines Faches.

Literatur, die dem Überblick über ein bestimmtes Stoffgebiet dient, wie Beispielsammlungen (Anthologien), Zeittafeln, Atlanten zur historischen Entwicklung, Repetitorien u. ä.

Die Seminare

Für Ihr Weiterkommen im Studium ist anfangs der Besuch von Proseminaren und Übungen wichtiger als der Besuch von Vorlesungen. Das Proseminar dient in der Regel der Einführung des jungen Studenten in ein bestimmtes Fachgebiet. Der Student hat hier die Möglichkeit, Fragen zu stellen, an Hand von Hausaufgaben sich in den Stoff einzuarbeiten und vor allem Referate zu halten. Die letztgenannte Möglichkeit kann nicht früh genug wahrgenommen werden. Sie beginnen ein Referat am besten in einem Proseminar mit kleinerem Hörerkreis. Es ist fast gleichgültig, welches Thema Sie behandeln, wesentlich ist, daß Sie durch die Ausarbeitung eines Referats erst den Weg zum wissenschaftlichen Denken und Arbeiten finden und ihn auch begehen lernen. Je eher Sie versuchen, Ihre methodischen Fähigkeiten anzuwenden, desto mehr Zeit haben Sie, die hier gewonnenen Erfahrungen zu verbessern und der späteren, eigentlich wissenschaftlich-produktiven Examensarbeit dienstbar zu machen. Hinsichtlich der Mitschrift in einem Proseminar gilt das oben für die Vorlesungen Gesagte.

Das Referat

Die hundert Bücher vor mir auf dem Tische sind ebensoviel Zangen, die den Nerv des selbständigen Denkens ausglühen.

Nietzsche

Es gibt zwei Arten von Referaten. In einem Falle erhalten Sie die Aufgabe, über ein bestimmtes wissenschaftliches Werk zu referieren; im andern Falle wird Ihnen ein Ausschnitt aus irgendeinem Stoffbereich unter Berücksichtigung der kommentierenden Literatur zur Besprechung übergeben. In beiden Fällen haben Sie die Möglichkeit zur selbständigen Kritik, die aber meist erst in höheren Semestern, wenn Sie Haupt- und Oberseminare besuchen, von Ihnen erwartet wird. Grundsätzlich möchte ich bemerken, daß ich es in jedem Falle für

besser halte, Sie bilden sich, nachdem Sie den zu behandelnden Stoff kennengelernt haben, ein eigenes Urteil, ehe Sie die Meinungen anderer Autoren hinzuziehen. Dies wird Ihnen in jüngeren Semestern nicht immer möglich sein, da es Ihnen in der Regel an Stoffkenntnis und methodischer Sicherheit fehlt. Aber Sie sollten mindestens den privaten Versuch eines eigenen, unbeeinflussten Urteils unternehmen.

Es ist bei Referaten üblich, daß der Dozent Ihnen die zu behandelnde Literatur angibt. Sie benötigen also noch keine Kenntnisse in der Literaturbeschaffung, wie sie für eine wissenschaftliche Examensarbeit erforderlich sind. Dagegen sind hier schon einige Hinweise für das Lesen und Exzerpieren wissenschaftlichen Schrifttums angebracht.

Zunächst ist grundsätzlich festzuhalten, daß jede Lektüre einer wissenschaftlichen Abhandlung nur dann lohnend ist, wenn Sie sie wirklich sorgfältig und konzentriert durchführen. Ein flüchtiges Anlesen ist für Sie als Lernende Zeitvergeudung und ermüdet überdies. Nur gründlich geleistete Arbeit befriedigt. Es ist natürlich wichtig, daß Sie an die für Sie wichtige Literatur kommen, damit Sie sich nicht verzetteln. Lesen Sie deshalb ausdrücklich empfohlenes Schrifttum.

Bevor Sie ein Buch durcharbeiten, vergewissern Sie sich seiner äußeren und inneren Anlage. Die äußere Anlage betrifft den Platz des Inhaltsverzeichnisses, der Literaturangaben, der Anmerkungen, des Registers, der Tabellen und Bildbeigaben usw. Die innere Anlage ersehen Sie aus dem Inhaltsverzeichnis und u. U. auch aus dem Vorwort. Ferner ist es wichtig für Sie zu wissen, aus welchem Anlaß das Buch geschrieben wurde, auf welchen Forschungen es aufbaut, welche Lücken es füllen will, kurz, seine Entstehungsgeschichte. Sie werden sie im allgemeinen aus dem Vorwort ablesen können. Weiterhin ist es interessant, die Wirkung einer Abhandlung auf die nachfolgende Literatur festzustellen. Viele Bücher ziehen eine Reihe ergänzender, kritischer, kommentierender Aufsätze nach sich, die in verschiedenen Fachzeitschriften verstreut erscheinen. Zeitschriftenaufsätze verzeichnet die IBZ, Abt. A u. B, d. i. Internationale Bibliographie der Zeitschriftenliteratur, Abt. A: Deutsche Zeitschriftenliteratur, Osnabrück 1898 ff., Abt. B: Fremdsprachige Zeitschriftenliteratur, Osn. 1911 ff., die zu einer Abhandlung erschienenen Rezensionen verzeichnet die IBZ, Abt. C = Bibliographie der Rezensionen und Referate, Osnabrück, 1900 ff., die in jeder größeren Bibliothek einzusehen sind.

Aus eigenen Büchern macht man nur dann Exzerpte, wenn es sich um besonders schwierige Werke handelt. Andernfalls genügen Anstreichungen. Eine gute Hilfe ist bei schwierigen Texten, diese, ehe Sie sich eingelesen haben, laut zu lesen. Bekannt ist, daß schriftlich fixierter Lernstoff sich besser dem Gedächtnis einprägt als nur lesend aufgenommener. Die Niederschrift ist bereits eine Art Reproduktion und kommt unserem Ziele, das passiv-rezeptive Teilnehmen am Wissenschaftsbetrieb der Universität so bald wie möglich in ein aktiv-produktives umzuwandeln, sehr entgegen.

Das Exzerpieren, d. h. das stellenweise Ausziehen, kann während der Lektüre, besser aber nach der Lektüre mindestens eines abgeschlossenen Kapitels erfolgen. Im letzteren Falle haben Sie bereits einen Überblick und können Wesentliches vom Unwesentlichen besser unterscheiden. Wenn Sie nun mit Ihren Auszügen beginnen, vermerken Sie grundsätzlich Kapitelüberschriften in Ihrem Exzerpt, auch wenn Sie aus einem Kapitel nicht exzerpieren. Dies erspart Ihnen einerseits die Abschrift des Inhaltsverzeichnisses und erleichtert Ihnen andererseits die Übersicht über die Anlage des Buches.

(wird fortgesetzt!)

Das geisteswissenschaftliche Studium

Hinweise für Anfänger

Von Ursula Aarburg

I. Teil: Allgemeines

Der Eintritt in ein geisteswissenschaftliches Studium ist für Sie in der Regel mit Schwierigkeiten verbunden, deren Sie meist erst nach zwei oder drei Semestern Herr werden. Diese Schwierigkeiten haben verschiedene Ursachen. Vor allem sind sie in dem fühlbaren Unterschied zwischen Schul- und akademischem Unterricht zu suchen, ebenso aber auch in der Stofffülle, die Sie namentlich in den Fächern ohne feste Studienplanung ungeordnet und undosiert überfällt. Für diese Fächer innerhalb des geisteswissenschaftlichen Bereichs bedarf es einer Reihe allgemeiner einführender Hinweise, die Ihnen den Start in ein befriedigendes Studium erleichtern sollen.

Der erwähnte Unterschied zwischen Schul- und Universitätsunterricht ist bedingt durch das andersartige Bildungsziel beider Institutionen. Die Schule will — innerhalb eines sorgfältig auskalkulierten Lehrplanes — Allgemeinbildung vermitteln und beschränkt sich hinsichtlich dieses Zieles auf ausgewählte Haupttatsachen des Geisteslebens. Die Universität kann sich nicht auf Haupttatsachen beschränken, sondern muß ihrem Anspruch auf universitas gemäß das menschliche Wissen in seiner ganzen Fülle erforschen und darbieten. So wird Ihnen von vornherein ein Spezialwissen vermittelt, dessen weitverzweigte Vielfalt Sie anfangs erheblich verwirren muß. Dies aber ist nicht die einzige Schwierigkeit. Geisteswissenschaftliches Denken bedeutet nicht allein ein Registrieren von Tatsachen und ein Ordnen dieser Tatsachen nach gewissen Maßstäben — sein besonderes und ihm eigentümliches Anliegen ist, sich mit der den Tatsachen innewohnenden Problematik auseinanderzusetzen. Diese den Tatsachen entnommenen Probleme jedoch sind so vielfältig und zahlreich, wie es denkende Individuen gibt. So ergibt sich für Sie als Anfänger eine doppelte Schwierigkeit: Sie müssen umdenken lernen, eine neue geistige Haltung annehmen und Sie müssen sich gleichzeitig mit dem Spezialwissen der gewählten zwei oder drei Fächer vertraut machen, dessen Kenntnis überdies bei der Behandlung von Problemen oft vorausgesetzt wird.

Es gibt, wie gesagt, für viele geisteswissenschaftliche Fächer keinen Studienplan. Sie sind dann auf das angewiesen, was Ihnen zufällig bei Eintritt in das Studium an Lehrveranstaltungen geboten wird. Der neue und meist gänzlich unbekannt Stoff dringt in scheinbarer Unordnung auf Sie ein, kaum daß Sie dem methodisch wohl begründeten Lehrplan der Schule entronnen sind — Sie fühlen sich zwangsläufig auf eine Eisscholle versetzt, ohne Verbindungsfäden zum festen Land und nicht wissend, wohin der große Strom, dem Sie sich ausliefern, führen wird. So sieht die viel gerühmte akademische Freiheit, das ersehnte Gegenstück zum Zwang der Schule, anfangs für Sie aus.

Über diese Freiheit nachzudenken, lohnt sich. In einer Welt der allseitigen Organisation, der Tendenz zur Ökonomie der Kräfte und der Zeit, des gelenkten Betriebes und der allgemeinen Nivellierung erscheint die Universität — zwar nicht mehr in ihrer Ganzheit, denn viele Ausbildungszweige vermochten der Forderung nach einem straff gelenkten Studiengang nicht zu widerstehen — aber doch in ihren wesentlichen Teilen als ein einziger, erstaunlicher Archaismus. Niemand führt Sie durch den Stoff, damit Sie ihn möglichst schnell absolvieren und Ihre Prüfung machen können, die Ihnen dann ermöglicht, die aufgewandte Zeit und Kraft mittels eines qualifizierten Berufes in hundertfachen Gewinn umzusetzen. Niemand überprüft in genauen Abständen den Stand Ihres Wissens, wie es in Rußland oder in den Staaten beispielsweise üblich ist. Sie haben absolute Freiheit in der Wahl der Universität, der Fächer, der Vorlesungen und Übungen, der Lernmethode, des Prüfungstermines. Aber Sie haben auch die Freiheit der eigenen Meinungsbildung. Diese letztgenannte Freiheit ist der eigentliche Kern der „akademischen Freiheit“ und sie ist, wie jegliche Form von Freiheit, zugleich eine hohe Verpflichtung. Sie haben das Recht, sich Ihre eigene Meinung über jeden beliebigen Gegenstand zu bilden, aber Sie haben auch die Pflicht, diese Meinung zu begründen. Damit unterscheiden Sie sich als Bürger der civitas academica von jenem

Typ Mensch, der seine Meinung von außen bezieht, sie ungeprüft übernimmt und weitergibt. Eigene Meinungsbildung erfordert kritisches Denken; kritisches Denken können Sie aber nur dann lernen, wenn man Sie nicht am Gängelbände führt, wenn man Ihnen nicht fertige Meinungen eintrichtert, die Sie der Mühe eigener kritischer Anstrengungen entheben. Dies ist die große erzieherische Aufgabe, die die Universität an Ihnen zu leisten hat und dies ist zugleich die Verpflichtung, der Sie sich auch als junger Student stellen müssen. Die Möglichkeit der freien Meinungsbildung ist der eigentliche, zentrale Wesenskern der Universität und gibt ihr das Recht, auch ihre scheinbaren Archaismen gegen alle Tendenzen der Nivellierung und betriebsmäßigen Organisation zu verteidigen.

Um dem Anfänger nun den Start zu erleichtern, gibt es eine Reihe von Einrichtungen, die eigens für ihn geschaffen wurden, wie Einführungsvorlesungen, Proseminare, Anfängerkurse oder die Möglichkeit, sich bei den wissenschaftlichen Assistenten oder in den Sprechstunden des von der Studentenschaft organisierten Beratungsdienstes Rat zu holen. Viele Instituts- und Seminare direktoren veranstalten kurz vor Semesterbeginn einen fachlichen Einführungsvortrag und eine Führung durch ihre Bibliotheken. Von allen diesen Möglichkeiten ist auf jeden Fall Gebrauch zu machen.

Trotzdem reichen diese Einrichtungen bei weitem nicht aus. Die Proseminare sind meist überfüllt und nähern sich bereits dem Vorlesungstyp, so daß der Student nicht wagt, Fragen zu stellen, die Dozenten sind überlastet und können sich nur den Doktoranden und Prüflingen widmen, den Assistenten wird heute ein erhebliches Mehr an Verwaltungsarbeit zugemutet, vor allem fehlt es an Lehrpersonal, das sich gerade der jüngeren Semester annimmt. Es ist hier nun aber nicht unser Anliegen, Mißstände bloßzulegen, sondern Ihnen in erster Linie Vorschläge zu machen, wie Sie trotz der Schwierigkeiten Ihre Kräfte sinnvoll einsetzen und Ihre Fähigkeiten zum systematisch-kritischen Denken bilden können, um der auf Sie eindringenden Stoffmasse Herr zu werden.

Ehe wir unsere eigentliche Einführung in das geisteswissenschaftliche Studium beginnen, lassen Sie uns noch einen Blick auf einige wichtige Begriffe werfen, denen wir künftig immer wieder begegnen werden.

Der Begriff der Geisteswissenschaft

Geisteswissenschaft ist eingebettet in den Gesamtkomplex Wissenschaft, und was von diesem zu sagen ist, gilt pars pro toto auch für sie: Wissenschaft ist die Gesamtheit von Kenntnissen und Erkenntnissen, deren der menschliche Geist fähig ist, beseelt von dem Wunsche, Einblick in das Seinsganze zu nehmen, es ordnend nachzubilden, und geleitet von dem Verlangen, Wahrheit zu finden. Wissenschaft im höchsten Sinne ist reine Erkenntnisarbeit ohne Hinblick auf irgendwelchen praktischen Nutzen. Von dieser sogenannten reinen oder eigentlichen Wissenschaft scheidet wir die angewandte Wissenschaft, wie etwa Pharmazie, Lebensmittelchemie usw.

Eine Anhäufung von Kenntnissen ist noch keine Wissenschaft. So ist die fachliche Kenntnisse vermittelnde Ausbildung eines Ingenieurs beispielsweise keine wissenschaftliche Ausbildung — wiewohl diese Kenntnisse wissenschaftlicher Forschung entstammen — sondern eine fachliche Berufsausbildung. Erst das Vordringen von Kenntnis zu Erkenntnis öffnet den Weg in den eigentlichen Bereich wissenschaftlichen Denkens. Das Erkennen baut auf der Kenntnis der verschiedenen Wissensobjekte auf und trachtet nach Erhellung der einem Objekt eigentümlichen inneren Zusammenhänge und der zwischen ihm und anderen Objekten waltenden, mehr oder weniger sichtbaren Beziehungen. Wissenschaft bemüht sich um Objektivität, d. h., sie bindet sich gänzlich an das zu erforschende Objekt und sucht einzig sein ihm eigentümliches Wesen zu ergründen unter Hintansetzung anderer Gesichtspunkte, etwa subjektiver oder konfessioneller oder ideologischer.

in Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft. Diese Zweiteilung ist stofflich bedingt: Gegenstand der Naturwissenschaft ist die Natur, Gegenstand der Geisteswissenschaft sind die Schöpfungen und Wirkungen des menschlichen Geistes. Die Bezeichnung Geisteswissenschaft ist eigentlich irreführend, denn alle Wissenschaft, auch die Naturerforschung ist eine Schöpfung des menschlichen Geistes, gezeichnet letzten Endes durch die Erkenntnismöglichkeiten und Erkenntnisgrenzen, die ihm seine spezifische Eigenstruktur setzt. Man hat daher mehrfach Ersatzbezeichnungen vorgeschlagen, wie Kulturwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Sozialwissenschaft. Man hat auch versucht, die Geisteswissenschaft in den Gesamtbegriff Naturwissenschaft einzugliedern, da letztlich alles menschliche Sein natur-, also leibgebunden ist. Wir sehen, daß alle diese Bezeichnungen die Problematik der begrifflichen Abstraktion offenbaren: Jeder Begriff birgt wohl ein Richtiges in sich, aber er ist auch anfechtbar, da er aus einem Ganzen ein Teil ablöst, das im Grunde nicht ohne das Ganze wirklich ist.

Jede Art von Wissenschaft benötigt eine Methode, mittels der es ihr möglich ist, die beabsichtigte Erhellung des inneren Wesens eines Objekts vorzunehmen. Methode bedeutet wörtlich Nach-Weg (met-hodos), einen Weg also, der dem verborgenen Sinn eines Objekts gleichsam nachgegangen werden muß, seiner Wesensstruktur und seinen geheimen Fäden zu anderen Objekten hinüber. Die Verschiedenheit der Objekte von Natur- und Geisteswissenschaft bedingt eine unterschiedliche Methodik. Innerhalb des naturwissenschaftlichen Forschungsbereiches bietet sich eine analytisch-systematische Behandlung des Stoffes bevorzugt an, denn Vorgänge, wie etwa Blitz und Donner, oder Stoffe, wie Gesteinsarten, oder Organismen sind bestimmten Gesetzen unterworfen und zeigen vor allem nicht jene ausgeprägt individuellen Züge wie ein Gedicht von Hölderlin etwa. Sie fügen sich leichter einer systematischen Ordnung, sie lassen sich eher kausal erklären und sie sind sogar experimentell wiederholbar. Das Lebenswerk Kants oder Schillers aber ist weder experimentell noch überhaupt wiederholbar noch ist es im naturwissenschaftlichen Sinne befriedigend kausal erklärbar. Sicher, auch geistesgeschichtliche Phänomene lassen sich analysieren, systematisieren, kausal erklären, und geisteswissenschaftliche Methodik wird diese Verfahrensweisen niemals missen können. Aber ihr Augenmerk gilt vor allem dem historischen Zusammenhang, der Bestimmung des zeitlichen Woher, Wo und Wohin, das einem geistesgeschichtlichen Phänomen seine besondere Prägung verleiht. So unterscheidet sich die geisteswissenschaftliche Methode von der naturwissenschaftlichen vor allem durch die historische Orientierung, die übrigens ebenfalls in der naturgeschichtlichen Betrachtung eine Rolle spielt.

Bemerkenswert ist hinsichtlich der methodischen Abgrenzung beider Wissenschaftsbereiche noch die Tatsache, daß geisteswissenschaftliche Betätigung nicht wie die naturwissenschaftliche nach allgemeinen und überall nachweisbaren Gesetzen ausgerichtet ist, sondern nach den historischen einmaligen und bedeutsamen oder wertvollen Objektivierungen des menschlichen Geistes. Das Werturteil übt eine wichtige Funktion im geistesgeschichtlichen Denken aus.

Grenzen wissenschaftlicher Tätigkeit

*Traurig herrscht der Begriff; aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürrig und leer nur eine hervor.
Schiller*

Daß Begriffe denkbar, aber nicht wirklich sind, führt uns in eine Problematik besonderer Art. Das menschliche Denken ist gezeichnet durch die Unfähigkeit zu einer komplexen geistigen Schau, die allein Äußeres und Inneres, Vielgestalt und Einheit eines Phänomens gleichzeitig zu erfassen vermöchte. Menschliches Denken ist Prozeß im Wortsinne, ein sukzessives, diskursives Erschreiten von Kenntnis und Erkenntnis, das die Möglichkeit vieler Irrwege in sich schließt. Die Unfähigkeit des Menschen zu einem komplexen Denken ist ein ihm allgemein eigentümliches Kriterium, das allenfalls typenmäßig, psychologisch bedingte, graduelle Unterschiede zeigt. Dieser Unfähigkeit ist zuzuschreiben, daß auch im Bereiche der Wissenschaft, vor allem der Geisteswissenschaft, deren drin-

und eines in sich geschlossenen Gedankenbaues ist, immer neue Perspektiven auftauchen, immer neue und andere Fassungen derselben Phänomene sich anbieten werden.

Wissenschaftliche Betätigung ist Gewinn und Verlust. Schon beim Kinde sind Entdeckerdrang und zerstörerische Notwendigkeit gepaart, wenn es sein Spielzeug zerlegt, um das Geheimnis seines Mechanismus zu ergründen, wie der Naturforscher Lebewesen töten muß, um ihren Organismus kennenzulernen. Auch das Hauptmerkmal wissenschaftlicher Betätigung, das Gewinnen begrifflicher Abstraktionen aus ihren Objekten bringt notwendig einen Verlust ihrer Seinsfülle, Einmaligkeit und Strahlungskraft mit sich. Dies Wissen von der Reichweite und Begrenzung aller wissenschaftlichen Erkenntnis mag uns vor zweierlei bewahren: vor einer überbewerteten wie auch vor einer unterschätzenden Beurteilung wissenschaftlichen Bemühens.

II. Teil:

Die geisteswissenschaftliche Ausbildung im besonderen

Sapientis est ordinare. Thomas von Aquino

Das geisteswissenschaftliche Studium setzt vor allem eine Fähigkeit zur Abstraktion und, ihr beigeordnet, zum systematisch-ordnenden Denken voraus. Ohne diese Fähigkeit wird es Ihnen nicht möglich sein, die Stofffülle zu meistern, sei es, daß Sie sich vor die Aufgabe gestellt sehen, den Vorlesungsstoff denkend und ordnend zu durchdringen oder daß Sie Ihr systematisch-konstruktives Talent an einem Seminarreferat und schließlich an einer selbständigen wissenschaftlichen Examensarbeit erproben und anwenden müssen. Sie werden sehr bald feststellen, daß es nicht möglich ist, den Stoff ohne irgendeine geistig wie praktisch ordnende Methode zu beherrschen. Es wird Ihnen nun nicht von vornherein gelingen, eine für Ihr Studium verbindliche Ordnungsmethode aus dem Stoff, mit dem Sie sich befassen, herauszukristallisieren, und die Universität bietet Ihnen in der Regel auch keine passenden Methoden an, im Gegenteil, Sie verlangt gerade dies als Eigenleistung von Ihnen.

Die Schwierigkeit wird dadurch erhöht, daß es keine allgemein verbindliche und allseitig anwendbare geisteswissenschaftliche Methode, keine sogenannte Universalmethode gibt, sondern daß die Methode, wie schon gesagt, aus dem gegebenen Stoff entwickelt werden muß, bzw. daß ein bestimmter Methodentyp dem behandelten Stoff anzupassen ist.

Angesichts dieser zahlreichen und für den Anfänger neuartigen Schwierigkeiten, die übrigens bei Namen zu nennen schon eine erste Hilfe bietet, will ich Ihnen im folgenden eine Reihe von Hinweisen und Anregungen geben, die zwar keinen Ersatz für mangelnde konstruktive Begabung bieten, Ihnen aber manche vermeidbaren und zeitraubenden Umwege ersparen helfen sollen. Zweckmäßig beginnen wir mit jener Form des Universitätsunterrichts, der Sie mehr oder weniger rezeptiv gegenüberstehen, mit der Vorlesung, um dann über das Seminarreferat, das bereits eine reproduktive Leistung darstellt, zu der im III. Teil besprochenen wissenschaftlich produktiven Leistung, der Examensarbeit zu gelangen.

Die Vorlesung

Erasmus von Rotterdam an seinen Schüler Christian von Lübeck:

„Lerne das Beste und Wichtigste zuerst. Es wäre Unsinn, auf Dinge Zeit zu wenden, die man nur lernt, um sie in der Folge wieder zu vergessen. Es kommt anfangs nicht darauf an, daß Du viel weißt, sondern daß Du das wirklich Gute gründlich faßt.“

„Folge Deinem Lehrer nicht nur mit den Gedanken nach, sondern suche ihm zuvorzukommen. Präge alles dem Gedächtnis ein, das Wichtigste schreibe auf. Aber nie seien Deine Schriften voll und dein Kopf leer an Gelehrsamkeit.“

Die akademische Vorlesung wird für Sie die erste Berührung mit dem Lehrbetrieb der Universität sein. Diese Form des Dozierens ist Ihnen neu, sie ist — wie der Vortrag — ein Monolog des Dozenten, den der Student nicht durch Zwischenfragen unterbrechen kann. Es gibt 3 Arten von Vorlesungen: Einführungen, Überblicke und (vorgelesene) Abhandlungen über irgendein Teilgebiet. Für den jungen Studenten sind jene Vorlesungen empfehlenswert, die ausdrücklich als Ein-

der Dozent das Niveau berücksichtigt, das Sie von der Schule mitbringen. Er wird, auch wenn er sich noch so sehr bemüht, Ihnen entgegenzukommen, immer Wissen voraussetzen, das Sie nicht besitzen, Namen nennen, die Sie nicht kennen, Termini benutzen, die Ihnen unvertraut sind. Und vergessen Sie nie, daß jede Darstellung von Tatsachen der Geistesgeschichte trotz allen Bemühens um Objektivität von der besonderen Anschauungsweise des Vortragenden gefärbt sein wird. Es ist darum, um alle genannten Hindernisse leichter zu überwinden, empfehlenswert, sich an Hand schlichter Kompendien vor dem Beginn des Semesters über die zu behandelnden Tatsachen zu orientieren. So besitzen Sie immerhin ein Wissensgerüst, das Ihnen dienlich sein wird, wenn später ein Vielerlei von Einzelheiten auf Sie eindringt. Die Vorlesungsverzeichnisse werden in der Regel so rechtzeitig herausgebracht, daß Sie die Ferien für Ihre Vorbereitungen benutzen können. Wie Sie sich die nötige grundlegende Literatur beschaffen, werden wir später gesondert behandeln.

Die auf spezielle Forschungsgebiete und -probleme abgestellten Vorlesungen sollten Sie anfangs meiden. Sie sind nur für den Kenner wirklich interessant, dem übrigens, so paradox es erscheinen mag, der eigentliche Genuß beim Anhören einer Vorlesung reserviert bleibt: das Nachziehen der methodischen Fäden, an denen der Vortragende seinen Stoff führt.

Bei Besuche einer Vorlesung soll Sie nicht nur fortbilden, sondern vor allem bereichern und anregen. Es ist darum sinnlos, Vorlesungen mengenmäßig zu konsumieren, um ein volles Testatheft aufweisen zu können. Es ist ebenso sinnlos, die ganze Vorlesung wortgetreu mitzutenographieren. (Sie könnten dann ebenso gut dem Dozenten einen Vertreter der Hörerschaft gegenübersetzen, der die Vorlesung mitschreibt oder auf Band aufnimmt und vervielfältigt.) Was Sie hingegen lernen sollen, ist absolute Konzentration auf das Vorgetragene und ein kritisches Nachvollziehen der entwickelten Gedankengänge. Das erfordert Selbstdisziplin und Übung. Hören Sie deshalb wenig, aber konzentriert — Sie haben mehr davon, als wenn Sie von vielen Vorlesungen jeweils nur eine flüchtige Impression mitnehmen.

Ihre so gearteten Bemühungen sollen sich in der Anlage Ihrer Vorlesungsmitschrift widerspiegeln, in der klaren und übersichtlichen Aufgliederung des Textes, die Ihnen die dispositionelle Gesamtkonzeption der Vorlesung sichtbar vor Augen führt und Ihnen ermöglicht, jederzeit etwas Gesuchtes wiederaufzufinden. Sehr nützlich ist es, die Vorlesungsmitschrift zusätzlich durch farbliche Kennzeichen zu gliedern, etwa die Mitteilung von Fakten durch einen blauen, die vom Dozenten oder anderen in ihnen gesehene Problematik durch einen grünen und eigene kritische Gedanken durch einen roten Randstrich.

Natürlich wird es Ihnen nicht möglich sein, diese zahlreichen Arbeitsgänge: Zuhören und aufnehmen, verarbeiten, niederschreiben, kritisieren und mit Farbstiften hantieren, in einem Zuge zu erledigen. Aber Sie können sich verschiedener Hilfen bedienen: Ihrer Kenntnisse der Stenographie, die aber nur dann anzuwenden sich lohnt, wenn Sie den Text später mühelos wieder entziffern können, der Pausen zwischen zwei Vorlesungen, die Sie stets benutzen sollten, um sich einen Überblick über das Vorgetragene zu verschaffen, Unterstreichungen zwecks deutlicherer Gliederung vorzunehmen und Ihren Farbstift anzuwenden; schließlich ist die Zusammenarbeit von zwei oder drei Studenten für die Ergänzung und Abstimmung der Niederschriften ratsam, vor allem auch für die Ergänzung der Literaturangaben oder versäumter Vorlesungen.

Es ist nicht ratsam, für Ihre Mitschriften Schreibhefte zu benutzen, da Sie dann an die feste Abfolge der Seiten gebunden sind. Wählen Sie das beweglichere, anpassungsfähigere Loseblatt-Prinzip, entweder in der Form eines Ringbuches oder als lose Zettel, die Sie in einer Klemmrückenmappe oder in einem Schnellhefter zusammenfassen können.

Hinsichtlich der Literaturzitate rate ich ab, sie so mitzuschreiben, wie der Dozent sie in seinen Vortrag einstreut. Legen Sie sich besser ein besonderes Blatt für Literaturangaben zurecht, das sie wie Ihre Mitschrift kapitelweise untergliedern. Sie haben dann für später immer einen Literatur-Überblick griffbereit. Notieren Sie die Titel sorgfältig und

spätere Sucharbeit in den Bibliotheken. Folgendes Verfahren ist besonders zu empfehlen: verwenden Sie im Vorlesungstext statt des vollen Titels nur eine T i t e l m a r k e, die aus dem Autornamen und dem Stichwort des Titels besteht, etwa „MENGHIN, Steinzeit“; in der Literaturliste geben Sie dann den vollen Wortlaut des Titels an:

O. MENGHIN, Steinzeit = Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1941; oder, wenn es sich um einen Zeitschriftenartikel handelt:

W. K. GREGORY, Relat. = How near is the Relationship of Man to the Chimpanzee-Gorilla Stock? in: Quarterly Rev. of Biol. 2: 1927, 33ff.

Die gängigen Abkürzungsformen für wissenschaftliche Zeitschriften werden wir weiter unten im Kapitel über das Seminarreferat behandeln. — Sollte es sich ergeben, daß Sie einen Teil der zusammengestellten Literatur später gründlich durcharbeiten müssen, werden Sie es als nützlich empfinden, wenn Sie sich zum Titel gleich die kritischen oder anerkennenden oder sonstige erläuternden Bemerkungen des Dozenten notierten.

Die Liste der zitierten Literatur hat einen Nachteil: sie ist nur stofflich gegliedert und in dieser stofflichen Gliederung verhältnismäßig starr, da sie keinen Raum für spätere Nachtragungen oder Umstellungen und keine Möglichkeit für eine andersartige Stoffgliederung bietet. Suchen Sie weiterhin das Werk eines bestimmten Autors, so sind Sie gezwungen, die ganze Literaturliste durchzusehen, da Sie ja keine alphabetische Anordnung bietet.

Ihre Anwendung empfiehlt sich dann, wenn man ein Gebiet nur global erfaßt und dementsprechend nur einen Literatur-Überblick benötigt. Wollen Sie dagegen ein bestimmtes Sachgebiet intensiver durchforschen, so ist eine Literatur-Kartei als das beweglichere und ergänzungsfähigere Sammelprinzip durchaus vorzuziehen. Anregungen für die praktische Anlage und methodisch durchdachte Ordnung einer Kartei geben wir im III. Teil.

Sie werden bereits im Verlaufe Ihres ersten Semesters bemerken, daß jedes Fach eine Art Grundstock an wichtiger, allgemeiner oder repräsentativer Literatur besitzt, deren Kenntnis meist als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Eine Ihrer ersten Aufgaben sollte es deshalb sein, sich mit dieser Literatur vertraut zu machen. Sie können die Titel entweder in Listenform zusammenstellen oder als Kartei anlegen. Bei größeren Seminar-Bibliotheken ist es ratsam, auch die Standortnummer der einzelnen Titel mit anzugeben. Als Muster einer solchen Literaturzusammenstellung möge folgender Plan dienen, der fachweise modifiziert werden kann:

I. G r u p p e : Der Stoff selbst in Form von Quellen, Dokumenten, Erstdrucken, Originalen, Denkmälern, Manuskripten, Urtexten, Tatsachenmaterial o. ä.

Als Stoff sind ebenfalls wissenschaftlich zubereitete Ausgaben zu verstehen wie Gesamtausgaben, Reproduktionen, Denkmälerpublikationen, Tafelwerke, die z. B. kunstgeschichtliche Originale abbilden, Dokumentensammlungen, Sprachlexika wissenschaftlichen Gepräges u. ä.

Einen nach verschiedenen Gesichtspunkten geordneten Überblick über den zu behandelnden Grundstoff des Faches geben die sogenannten Bibliographien oder Kataloge oder Repertorien, die die Quellen, Dokumente, Manuskripte etc. bibliographisch verzeichnen.

II. G r u p p e : Das eigentlich stoffbehandelnde oder stoffkommentierende Schrifttum, über das Schrifttumsverzeichnisse oder Bibliographien berichten.

a) Lexika und Enzyklopädien, die den Stoff in Kurzartikeln und alphabetisch geordnet darbringen. Es sind zu unterscheiden:

Lexika allgemeinen Inhalts,
Lexika biographischen Inhalts,
Reallexika
und sonst stofflich unterschiedene, außer allgemeinen Sprachlexika.

b) Periodica, eigentlich Sammlungen von kürzeren oder längeren Artikeln, die in geregelter oder zwangloser Abfolge erscheinen wie:

wissenschaftliche Zeitschriften, von denen Sie sich zunächst nur die repräsentativen merken sollten,

Der Tod des Romanisten

von Klaus Nonnemann

Natürlich, die Treppen.

„Vergessen Sie nicht mein Lieber: Treppe ist Körpergewicht hoch dreißig, wenn Sie es wörtlich nehmen, ein ziemlich fieser Hebel. Der macht Ihrem Herz zu schaffen, und alt wird keiner mit diesem Befund —“

— die Treppe demnach, immerhin, das Kausale befriedigt. Fragt sich nur: Körpergewicht! Was ist denn so dran an meinem Gerippe? Knorpel und Haut. Dann: Maßkonfektion, im Versandhaus gemischte Wolle, und die Sprungdeckeluhr meines seligen Vaters. Rechts außen der Zerstäuber fürs Asthma. In der Ellenbeuge die Mappe vom Seminar, nicht eben prall, aber gespickt mit Qualität.

Er siniert und lächelt: Wert zieht nach unten — deshalb der Atem! Er verschnauft und faßt das Geländer. Er grüßt eine Blondine mit Pferdeschwanz, sie ist schon im Mündlichen und bald auf Lebensreise. Er lächelt den kollegialen Gruß gegen einen Rivalen, wie er mich haßt! und nimmt sich in Zucht: Treppe mal Treppe, gesparter Haushalt, die Bronchie knarrt, ein sprödes Leder, sein Pfeifen ist peinlich.

Aber dann steht er im dritten Stock.

Der kleine Seitengang ist leer wie immer. Eine Putzfrau, wohl-tuend neutral. Der gemütliche Hintern nach oben. Neuerdings zerstäuben sie auch Bohnerwachs, Überdruck aus der Kanne, und drücken das Budget.

Er grüßt gerne. Sie erkennt ihn und spielt mütterliche Strenge: „Herr Professor — Vorsicht!“

Er nickt als Kind, er bestätigt ihr Selbstvertrauen, allemal war ihm die Putzfrau das Liebste hier. Er überschreitet Glatteis. Offene Nerven, Muskelstarre, stelziges Fußstaben. Die freie Hand spreizt nach unten — Beschwörung des Parketts. Erste Landpromenade eines Seekranken, aber die Mole hält.

Rechts schiebt sich die Klinke entgegen, wunderbar Klinke! Er faßt sie, er lächelt zurück zu der Frau. Er fördert die Schlüsselkette durch eine drollige Bewegung seines Oberkörpers. Er öffnet die Tür und ist geborgen. Es riecht nach Staub.

Während die spinnigen weißen Finger die erste Zigarette suchen, tastet der Blick über die muffigen Regale und senkt sich. Er stellt den Zerstäuber auf das Leseputz und stützt sich stöhnend auf die abgegriffene Sessellehne. Mit geschlossenen Lidern krümmt er sich ein, das Steißbein bedarf einer gepflegten Halbseitenlage, sie gelingt ihm durch ein ruckartiges Stemmen der Beine.

Die kalte Zigarette liegt im Winkel der rissig trockenen Lippen. Langsam klafft der wüstige Mund zur Seite. Im Spiel der Erregung schreibt die Zigarette fahrig Gesten in den Raum und lebt.

„Petroni, wer denn sonst?!“

sagt der Minister und findet sich glänzend erregt. Er geht auf und ab, alle gehen sie auf und ab, das magere Cremium starrt ihm nach, in einer lächerlichen Tischtennishypnose.

Er geht auf und ab, wunderbar auf und ab, ein gewaltiger Mann, mehr als ein Kulturminister, ein KULTUSminister. Heute der schicke Raffael fürs Landesmuseum, gestern das Optimistengeschwätz vor Waisenkindern, morgen Empfang der Sezession Die Gelbe Ziege.

Meine Damen und Herrn, wird er sagen — alle sagen sie das — und seine Augen werden glänzen im Fieber einer neuen Erkenntnis, seien Sie versichert! Die Zukunft, wird er sagen. Das sagen sie alle. Die Regierung weiß sich einig. Das weiß sie immer und betont es durch einen Ständer am Dienstwagen. Einig, dem Suchenden — dem ehrlich Suchenden, versteht sich — einen gebührenden Platz. — Der Minister denkt an Stehplätze, denn auch er geht auf und ab vor Der Gelben Ziege, und zuweilen trägt er eine Baskenmütze, wenn er Maler empfängt. Das Geld ist knapp, wird er sagen, und die Stirn in Falten betten, wer wüßte das besser als meine Regierung? Aber dafür ist man im Amt und schuftet sich krumm. In den Schulen bröckelt die Stukkatur, gewiß, und besonders viel Geld kriegt keiner dort, aber unsere neue Bundeswehr —

So wird er sagen. Er sagt: neue Wehr, denn sie ist noch neu, aber bald wird er sie herrlich nennen, noch fehlt die Direktive der Partei, immerhin steht man links und ist zurückhaltend forsch auf dem Brachfeld der Ehre. Zurücktreten wird er nicht, der Minister, nie tritt einer zurück, nur zuweilen hin und her mit der Gebärde des Tiefsinns.

„Dieser Petroni!“ sagt der Minister, und sein rosiges Gesicht dampft gegen den kleinen Ausschub unter ihm. Kirche — Staat — Partei, das kulturelle Leben schlechthin, es sitzt vor dem Gewaltigen und schweigt. Er weiß sich einig mit der Regierung: dieser Petroni! Er sperrt sich gegen den Fortschritt.

„In sechs Minuten“, sagt der Minister, „ist sein letzter Termin, ich bin gewillt ihn zu achten. Dann kommt er aus seinem Kolleg und ist im Seminar. Er wird mich telefonisch verständigen, er wird! Und notfalls, meine Damen und Herren, notfalls, wenn er kleinlich bleibt wegen eines Titels, notfalls wird sich meine Regierung Schritte vorbehalten —“

Er sagt nichts über die Schritte, aber er geht auf und ab, und alle starren auf seine Füße.

„Nummer Einunddreißig“, schreit die Stimme, und für eine halbe Sekunde bricht Schweigen über die Menge. Dann fallen die Skatblätter wie zuvor und von hinten schnulzt eine Langspielplatte, irgendein deutscher Armstrong.

„Zwei Stunden Teppichklopfen beim Ami, mit Frühstück“, kommt die Stimme gereizt. „Was ist denn mit Einunddreißig?!“

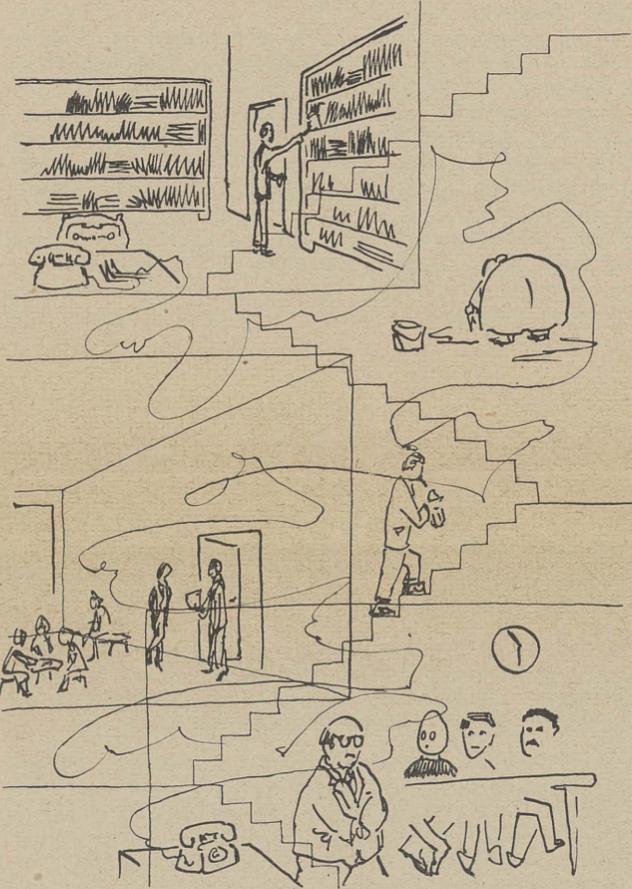
„Geplatzt“, sagt einer, und alle lachen.

„Dann eben Zweiunddreißig“, sagt die Stimme, „und gleich los. Fahrgeld ist dabei.“

Das wird kein guter Tag, spürt Hellmann. In fünf Minuten hat der Alte sein Telefongespräch. Eigentlich müßte man neben ihm stehen, nur so stehen, das tut ihm gut.

Er sitzt im blauen Gang des Studentenhauses. Es ist ein neues, ein gutes Haus, miserabel gebaut wie alle neuen. Der ganze Betrieb ist Spende, von rechts und links, jeder hat gespendet, denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft, das gilt seit acht-tausend Jahren. Und so hat wenigstens die Jugend Kachelbäder und den Clubraum mit Aquarium und ein Theater das keiner benützt und ein Filmstudio das keiner benützt und eine Bibliothek die keiner benützt. Aber es ist ein gutes Haus, nur die Zimmer sind Gefängnisse, daran haben sie zuletzt gedacht, Schildbürger, daß man Sonne braucht, und vor allem nachts Luft, zum Lesen, wenn man geborgen ist für die paar Stunden, dem Irrsinn entfernt unter der Lampe mit einem Buch, das Alleinsein gibt. Und wenn die Inder nebenan in der Teeküche Reis abschöpfen, dutzendmal abschöpfen im sprudelnden Wasser, und sie singen dabei, und das ganze Haus riecht nach Dill, dann ist es gemütlich, und ein gutes Haus für Einsame —

er sitzt im Gang und zerknüllt sein Los. Noch acht Nummern, manchmal geht es schnell, und wenn noch ein paar fehlen, ist es gut. Aber so gegen Mittag gibt es kaum etwas Anständiges auf dem Markt, Telefon oder so, und immer nur Kistenschleppen macht müde. Die Messe! Das war ein Boom für alle, kein Los blieb ohne Arbeit, und wenn einer in der Hallenhitze zehn Stun-



Klaus Schlehe

den Möhren schnibbelte am Stand der deutschen Frau, oder den Messekatalog verschrie, „mit den neuesten, den interessantesten Patenten der Saison, meine Herrschaften“, kam er glatt auf achtzig pro Tag.

So fertig war er noch nie gewesen wie nach der Messe, und die Arbeit für den Alten blieb wieder liegen. Neulich fischte Henry, der hübsche Snob, einen guten Job: Chauffeur bei einer mittleren Dame. Sie holt ihn ab vom Kolleg, zuweilen parkt er das graue Schiff allein, ein bißchen Geist tanken, und dann Exportgespräche und Austern — aber das waren Märchen; und daß er hübsch sei, mußte ihm erst einer sagen.

Hellmann wird fahrig, der Gang ist stickig vor Menschen. Alle gehen jetzt Essen, falls man es so heißen kann, was sie dort bieten, und die ersten Wagen fahren nach Hause. Der Parkplatz wurde zu eng, allmählich, viele nehmen den Wagen vom Alten zuhause oder den eigenen, den er spendiert. Die letzten Prothesenträger sitzen im Examen, es wird eine farblose Fachschule hier. Man drängt zur Promotion, und ein bißchen später fährt man als Assessor den VW.

Keiner kennt die Diktatur, sie waren alle Kinder im Krieg. So schwärmen sie für den Osten und wollen ihn veredeln, rüber geht keiner. So schwärmen sie für den Westen und meinen, ihr Krieg mit Grapefruits werde salopper als der letzte mit Kunsthonig. Alle haben sie Ziele, alle sind eingeweckt und tragen ihr Etikett.

Und wenn die neue Wehrmacht kommt, wollen sie alle nicht, nur die paar Schläger wollen, und die Sportlehrer von morgen, aber sie sind dumm und feige, und sie kriechen nach Bonn und fragen, ob man nicht gleich Offizier werden kann oder wenigstens erst studieren und dann auf dem Bauch liegen. Und sie drucken lustige Zettelchen zum Ankreuzen: willst Du gleich oder danach? Nie drucken sie das Kursbuch: wie kommt man durch die Wüste — „Drei — und Vierunddreißig zusammen!“ sagt die Stimme. „Eine nette Sache: Abholen im Kindergarten. Innere Mission, die ist ja gleich nebenan.“

Hellmann wird gereizt durch das Schlagen der Skatknöchel, und von der anderen Seite hört er Strafrecht Kommentare, er sieht den Kerl schon seine Kinder prügeln.

Hellmann geht in die Mensa. Er schaudert vor dem Dunst der schwatzenden Esser. Er holt sich eine Milchtüte mit rotem Strohalm an der Theke, eigentlich trinkt er sie nur wegen der Farbe. Der Alte würde sich freuen, denkt er, aber helfen kann ihm keiner gegen den Minister.

Hellmann geht. Er trinkt seine Milch unterwegs in kleinen Zügen. Das Brodeln im Halm ist ihm unangenehm, er versucht, die Luft auszusparen und drückt das Stroh auf den Boden. Wenn ich die Miete nicht halte, muß ich zurück ins Studentenhaus. Das schaffe ich zwar, aber es gibt kein Einzelzimmer. Und einen Fremden fragen für das bißchen Erotik oder ein Buch bei Nacht, ist fast so schlimm wie Militär.

Hellmann kommt an die Treppe, und er hat plötzlich ein Gefühl, daß ihn der Alte braucht. Er trinkt die Milch, er wirft die gewachste Hülle auf das Fahrstuhldach und springt über die Stufen.

Petroni öffnet die Augen. Langsam kramt er sein Feuerzeug aus der Weste und atmet die schwere Zigarette. Von dreiundzwanzig Leuten im Kolleg, wenig genug, war eigentlich nur Hellmann im Saal, die andern saßen da. Etwa vier gaben sich Mühe. Auch Valéry — und welche Liebe legt man hinein — ist ihnen Examen. Und Petroni der Asthmatiker ist Examen — so ist auch Valéry Examen. Und Petrarca ist Examen und Baudelaire ist Examen und Rimbaud ist Examen und Larbaud ist Examen. Aber Hellmann ist da, und vielleicht gibt es noch ein paar davon.

Er bleibt liegen. Seine Augen gehen durch den Dunst der Zigarette und die Staubfächer der Sonne auf das jämmerliche Regal seines jämmerlichen Seminars. Alle sind sie so und in allen Städten. Wartesaal vierter Klasse, dort eckeln sich verwöhnte Reisende und sehen nach der Uhr. Und Petroni sieht nach der Uhr, noch eine Minute, sieht er, und er sieht neue Kasernen, eben wurden noch die letzten gesprengt, und er sieht das Warenhaus und die Versicherungsbank und das Ministerium und den Riß an der Decke über ihm, und noch ein Stück Pappe im Fensterahmen.

Ich sage! Dem Minister sage ich: laßt mich in Frieden, ja sol Wenn er spenden will, der dicke Mann, wenn sie spenden wollen sage ich, sollen sie den Scheck in den Kasten werfen, bei Nacht, und sich schämen, das sie es tun müssen und erst heute tun, und sie dürfen stolz sein, bitte schön, auf ihr Schamgefühl. Sich entschuldigen, sage ich dem Minister, sollen sie, um Vergebung bitten, daß sie uns verraten hier, da sie Ergebnis wollen und nicht Wissenschaft, die Gebrauchsformel, nicht den Geist, den Kunstdünger, nicht das Gedicht. Weil sie anders reden und schreiben, deshalb Herr Minister, werde ich sagen, deshalb sollen die sich schämen, wenn sie uns schon bezahlen. Denn Kunstdünger muß sein, nicht aber stinkend in seiner Lüge.

Spenden also, sage ich: schön und gut, aber sie wollen alle ihren Marmor dafür, und den Ehrenhof, oder wie jetzt der Dicke, und so etwas machen Sie mit, Herr Minister, der Dicke will den Hut dafür, den braucht er wohl auf dem Firmenkopf, wie heißt er denn, der Dicke, wie wagt er denn zu heißen, da er den Titel fordert gegen ein neues Seminar? Weil er den Titel will, den ich Hellmann versage schon über ein Jahr, weil der mir schwach würde und nicht durchhält, und weil ich ihn züchte, Egoist, und mein Herz gebe. Und den gleichen Titel, sagen Sie, Herr Minister, den Hellmann sich erhungert mit Teppichklopfen, soll ich einem Dicken geben für den Scheck. Sagten Sie so?, werde ich sagen.

Und wir haben ein Prunkseminar mit Ledersessel und Neon. Glauben Sie, dann lieben diese Fachschüler Valéry im Ledersessel? Ist er Ihnen so billig, werde ich sagen.

Aber, werde ich sagen, solange ich hier bin und der Chef vom Seminar, kriegt er ihn nicht, den Titel, und wir bleiben im Dreck, werde ich sagen, bis er sich schämt. Oder für immer.

Sie sollen uns Blumen geben, die ändern, alle ändern, die legen wir in die Bettelschale, sie wird uns schmücken, und bleiben muß die Schale, ich weiß, daß sie bleiben muß.

Er stand auf, sein trockener Mund preßte sich zusammen und war schlimm wie nie. Er ging auf das brüchige Regal. Schwerfällig spannte sich sein linker Arm nach oben, er kippte die vergilbte Foliante herab, Staub fiel auf seine Schultern. Er schlug sie auf und las.

Und plötzlich las er wirklich. Langsam öffnete sich sein Mund und wurde weich.

Hellmann kam herein und erschrak, denn der Alte saß nicht am Telefon. Das mußte er zahlen.

Petroni sagte: A, Hellmann! Nun sehen Sie sich das an: ich finde bei Antonio da Tempo im „Sonettus Repititus“ die seltsame These: das Reimwort, und zwar das ganze, müssen Sie wissen, solle in den Anfang des neuen Verses, das scheint mir insofern von immenser Bedeutung, als wir eben bei Baudelaire eine ähnliche . . . ach wollen Sie mir den Gedanken festhalten, Hellmann?

Hellmann nickte und er merkte, daß seine Augen feucht wurden, und er war wütend. Dieser Idiot, dachte er. Wenn ich einen Lehrstuhl habe, seinen vielleicht, nehme ich jeden Scheck und, wir sitzen im Ledersessel mit Neon, aber Petroni ist ein Idiot und ein Heiliger, und ich liebe ihn.

Er nahm die verstaubte Theorie des klassischen Sonets an den wackeligen Tisch und setzte sich davor.

Sie werden ihn wegwerfen im Ministerium, jetzt in diesem Augenblick, dachte er, und eigentlich ist er schon tot.

„Ich notiere“, sagte er.

Klaus Nonnemann

Vom Bilde des Studenten

(Fortsetzung von Seite 1)

versität in unserer Zeit durch das Übermaß und die Mannigfaltigkeit der Leitbilder beendet. Dieser Schluß ist unzulässig. Er wird oktroyiert lediglich durch die Unfähigkeit der diversen ideologischen Exponenten, über realisierbare Arbeitskompromisse den Weg zum Zusammenwirken zu finden.

Ebenso vertraut ist das Wort von der Machtlosigkeit des Geistes, das die Verantwortung für die Atrophie der Universität außer-akademischen Kräften zuschieben will. Solange die Universität darauf besteht, in politischer Bewußtlosigkeit zu verharren, ebensolange bleibt sie in ihre Machtlosigkeit verstrickt. Denn wer unfähig ist, sein eigenes Anliegen und damit das der Gesellschaft als Politikum zu begreifen und zu behandeln, der darf nur vergebens hoffen, daß sich seine Probleme automatisch lösen. Die Universität muß sich ihrer selbst als politische Körperschaft inne werden, wenn sie aus dem Zustand des Vegetierens zur Erfüllung ihrer Mission zurückkehren will. Keine Gesellschaft kann Kompaß und Gewissen entbehren, die in der gesunden Universität verkörpert sind. Insofern repräsentiert sie ein legitimes Eigeninteresse, das, recht verstanden und verwaltet, mit dem Interesse der Gesamtgesellschaft identisch ist.

Prolog zur akademischen Selbsterhaltung ist eine bittere Einsicht: Das „JA“ zur Universitas Litterarum in unserer Zeit ist ohne ein „JA“ zur politischen Dynamik der Massen-Demokratie, die sich als Konsumenten- und Interessen-Demokratie versteht, nicht denkbar. Diese Dynamik aber heißt: Meinungsbildung und Machterwerb. Es gehört zum traurigen Erbe der periodischen Verführungen jüngerer deutscher Geschichte, daß Meinungsbildung (d. h. Propaganda) und Machterwerb nicht anders gedacht werden können, als banausisch im Stil, demagogisch, ungeistig, unakademisch, ja, als schlechthin unfein. Dabei ist es längst zur Lebensfrage der Universität geworden, ob es ihr gelingt, die Identität von Eigeninteresse und Gesamtinteresse der Öffentlichkeit verständlich zu machen. Jede Interessengruppe versucht das heutzutage mit mehr oder weniger Takt, Geschick und Erfolg — oft mit wenig mehr als dem Schein der Legitimität. Jede Zuckerfabrik hat ihre Lobby in Bonn — und kein Mensch denkt daran, Anstoß zu nehmen. Die Universität jedoch darf nicht „auf die Straße gehen“!

Die Universität steht heute in der Gesellschaft einem Anti-Intellektualismus gegenüber, der, für sich allein genommen, als Alarm-Zeichen genügen sollte. Der pure Geist (die saubere Trennung vom Standesdünkel fällt oft schwer) hat eine Art, sich esoterisch zu geben, die es nicht verwunderlich macht, wenn weite Kreise des unteren Kleinbürgertums und der Arbeiterschaft die Universität für entbehrlich halten, mit Mißtrauen ihr gegenüber erfüllt sind und sich von der Weite ihrer Aufgaben und Möglichkeiten kein Bild machen können. Vor einer solchen Wählerschaft müssen Volksvertreter öffentliche Ausgaben für die höhere Bildung rechtfertigen! Die notorische Frage nach dem „Abschluß“ ist ein Indiz mehr, daß auch das arrivierte und mittlere Kleinbürgertum — weitgehend in einem Irrtum befangen — die Universität längst nur noch als die ihm zugehörige gehobene Berufsschule mit Titel und Glorienschein betrachtet.

Kann es die Universität mit diesen Ressentiments und irrigen Vorstellungen aufnehmen? Die Antwort lautet: „JA!“

In der Massen-Demokratie erfolgt die Artikulation von Interessen auf zwei miteinander verbundenen Wegen: Durch Meinungsbefruchtung und durch Druck. Beide Wege sind nicht unter der Würde der Universität.

Wer nicht glaubt, daß mit Stil und Takt um die öffentliche Meinung geworben werden kann, der lese das Inserat der „New York Times“ vom Herbst 1952, in dem die Mehrzahl der Professoren der Columbia University das amerikanische Volk ersucht hat, von einer Wahl des ehemaligen Präsidenten ihrer Universität, Dwight D. Eisenhower, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten abzusehen.

Es gibt Public Relations-Experten, die ausgezeichnete Sprecher des akademischen Anliegens sein könnten. Man kann sie kaufen. 20 000,— DM im Jahr wären eine Investition, die sich in einem Bruchteil dieses Zeitraums amortisiert. Kann und darf eine Universität zur Darstellung ihrer Nöte den „nicht mehr ungewöhnlichen Weg“ des Inserats benutzen? Warum eigentlich nicht? Soll die Universität in die Oberschulen gehen? Warum nicht? Kann die Universität ihre Absolventen wieder um sich scharen? Warum nicht? Es möchte sich herausstellen, daß einige von ihnen inzwischen Richter und Wirtschaftsführer, Parlamentarier und Minister geworden sind. Warum sind sie mit Anliegen und Geschick ihrer Alma Mater nur so lose verknüpft, wie das heute in der Regel der Fall ist?

Hier sollen die Ansätze nicht verkleinert werden, die sich als Interessenvertretungen der deutschen Hochschulen und des Bildungswesens überhaupt abzeichnen beginnen. Die Verdienste der Rektoren-Konferenz, des Hochschullehrerverbandes, des Verbandes Deutscher Studentenschaften und der Konferenz der Kultusminister können nicht in Zweifel gezogen werden. Es drängt sich lediglich die Frage auf: Wann wird sich eine dieser Institu-

tionen entschließen, den Zustand deutscher Universitäten als das zu kennzeichnen, was er ist: Ein NOTSTAND.

Der Notstand verlangt seiner Natur entsprechend nach gründlichen und schnellen Lösungen. Wir aber haben acht Jahre dürftiges Flickwerk und Zaudern erlebt. Wer bisher zögerte, der mochte von dem Trugschluß geleitet sein, daß Einsicht der „Zuständigen“ allein und von allein eine Behebung der Mängel bewirken würde. Vielleicht war ihm die Binsenwahrheit entgangen, daß Information, ohne Nachdruck vorgetragen, leider nur zu oft zu der Vermutung verleitet, das fragliche Anliegen sei nicht so brennend.

Ist Druck ein legitimes Mittel zur Verwirklichung des Anliegens, den Notstand der Universität zu beheben?

Gerade in diesem Punkt ist die äußerste Nüchternheit am Platze. Professoren und Studenten können in ihren Selbstverwaltungsorganen Beschlüsse fassen und sich mit ihnen an die Öffentlichkeit wenden. Studenten können den Vorlesungen fernbleiben; sie können Prüfungen fernbleiben. Professoren können Vorlesungen fernbleiben, Prüfungsterminen fernbleiben, sie können von staatlichen oder akademischen Prüfungsämtern zurücktreten, sie können akademische Ehrenämter (Rektorat, Prorektorat, Dekanat) niederlegen: Keiner dieser bisher genannten Schritte hat an sich mit Gewalt oder Unruhen auch nur das mindeste zu tun.



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

Gewöhnlich bezeichnet man sie mit dem ressentiment-geladenen Wort „Streik“. Diese Formen des passiven Widerstandes als „ungeistig“ zu verurteilen, hieße Mahatma Gandhi zum Radabrunder erklären.

Kritischer wird es schon bei der nächsten Stufe, der Demonstration. Kundgebungen, Demonstrationen, Schilder und Banner tragen in sich die Möglichkeit des Ausgleitens — obschon dies bei deutschen Studenten unwahrscheinlich ist. Immerhin gehören diese Formen der Meinungsäußerung zu den verfassungsmäßig garantierten Grundrechten. Ihr Stil und der Verlauf hängen jeweils wesentlich von Ansehen und der Persönlichkeit der Proktoren ab.

Erfolg und Mißerfolg würde dabei ausschließlich von dem Grad des Zusammengehörigkeitsgefühls und der Solidarität der Lehrenden und Lernenden bestimmt. Keine der Gruppen in der Universität sollte deshalb für sich allein einen solchen Versuch unternehmen.

Martin Niemöller als Politiker

Einen Tag nach Bundesaußenminister Brentano, sprach Martin Niemöller in unserer Aula zum Thema „Wie bekommen wir einen deutschen Staat?“. Erfrischend aggressiv und schwungvoll war die Rede Niemöllers im Gegensatz zur sehr konventionellen Redegabe Brentanos. Vielleicht erklärt es sich aus seiner kirchlichen Arbeit, daß dieser Mann über eine Vielfalt von anschaulichen Vergleichen und einprägsamen Bildern verfügt. Es besteht kein Zweifel, daß Niemöller einer der wenigen bei uns ist, der seine Konzeption aus globalem Überblick entwickelt.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, daß sich Niemöllers Forderung nach Wiedervereinigung nicht wesentlich von der Politik der Bundesregierung unterscheidet. Doch fällt es nicht schwer, sogleich die verschieden gesetzten Akzente zu bemerken. Niemöller sagte zu Beginn seiner Rede, die Existenz von zwei deutschen Staaten bedeute, daß es keinen deutschen Staat gibt. Ausführlich sprach er von der Teilung Deutschlands und von den aus der Bewaffnung der beiden deutschen Staaten sich ergebenden Folgen: entweder ewige Teilung des Landes oder Bürgerkrieg. Deswegen forderte er die Anerkennung der Deutschen Demokratischen Republik durch Bonn und direkte Verhandlungen dieser beiden Staaten vor allem über die Wiedervereinigung. Nie zuvor ist uns, die wir dem Vortrag dieses Mannes zuhörten, die Bitternis der Teilung unseres Landes derart gegenwärtig gewesen, daß es manchen von uns die Kehle zuschnürte. Wer zurückdachte, den mußte auffallen, wie Brentano das Elend der Teilung und die aus der Bewaffnung zweier deutscher Staaten entstehenden Konsequenzen aus seiner Rede ausgespart hatte, so als ob er es vergessen hätte oder es ihn nichts angehe.

Folgerichtig wünscht Niemöller die Kündigung der westlichen, militärischen Bündnisse, vorab der Nato, seitens Westdeutsch-

Für die Solidarität stehen indessen die Chancen schlecht. Mußten doch deutsche Studenten mit Staunen aus der „colloquium“-Umfrage „Sollen Professoren streiken?“ entnehmen, daß von den Beantwortern der Umfrage eine überwältigende Mehrheit solidarische Aktionen des gewaltlosen Widerstandes als in immanenem Widerspruch zu ihrer Individual-Berufung stehend betrachteten — selbst dann, wenn es sich um einen Notstand von der Natur des 30. Januar 1933 handeln sollte!

Interessant ist dazu der Kommentar von M. Alfred Grosser, Dozent der Sorbonne, der dem „colloquium“ unter anderem folgendes zu der Umfrage schrieb:

„Nicht nur dem Arbeiter fühlen sich anscheinend viele der colloquium-Befragten überlegen, sondern auch den anderen Lehrenden: Gymnasiallehrern, Grundschullehrern. Diese Kluft zwischen verschiedenen Teilen des Lehrkörpers (schlechte Übersetzung unseres Begriffs des „corps enseignant“) ist für einen Franzosen besonders überraschend, wenn es sich um Gymnasium und Universität handelt, da in Frankreich so gut wie jeder Universitätsprofessor zuerst in mehreren Gymnasien unterrichtet hat. Es ist, glaube ich, unbedingt notwendig, diesen Mangel an Solidarität im Lehrerberuf hervorzubehoben, denn er erklärt die Streikverdammung aus der Überzeugung heraus, daß ein Universitätsprofessor eine Bürgergattung sui generis sei. (Hier eine Randbemerkung: besteht nicht ein Widerspruch zwischen der Betonung der Unabhängigkeit der Universität und der Berufung auf die Beamtstellung des Professors als Grund zur Streikverweigerung?)

In Deutschland heißt es immer, die Franzosen seien Individualisten, im Gegensatz zu den Deutschen. Die Professoren-Antworten scheinen das Gegenteil zu beweisen. Denn viele behaupten, ein Streik käme schon deswegen nicht in Frage, weil er etwas ‚kollektives‘ sei, und ein Professor könne nur einen individuellen Protest verantworten. Dazu sei bemerkt, daß eine ganze Menge französischer Professoren gewerkschaftlich organisiert ist, entweder in einem der großen Gewerkschaftsverbände oder in einer besonderen unabhängigen Hochschulgewerkschaft. Man willigt somit ein, z. B. aus Disziplin zu streiken, wenn die Mehrheit bei einer Urabstimmung sich für den Streik entscheidet, wenn man auch selbst dagegen gestimmt hat. Wenn ich bedenke, was in vielen Antworten auf die Frage III (Streik im Falle eines 30. Januar 1933) steht, so möchte ich folgenden Satz etwas boshaft zur Diskussion stellen: Die deutsche Disziplin gilt für manchen Professor nur, solange es sich darum handelt, der Obrigkeit zu folgen und ‚treu‘ zu sein, Protest oder gar Auflehnung gehe nur den einzelnen etwas an, bedürfe weder Solidarität noch Disziplin. (Glücklicherweise hat der Fall Schlüter bewiesen, daß dem doch nicht so ist.)

Streik zugunsten der Universität? Ich antworte mit JA — und nicht nur im Sinne derer, die Ihnen geschrieben haben, man müsse streiken —, wenn ein totalitäres Regime die Grundfreiheiten der Universität antastet. . . . Die Professoren können auch streiken, wie sie es vor anderthalb Jahren in Frankreich getan haben, um die öffentliche Meinung, und damit Regierung und Parlament, auf das große Elend der Universität aufmerksam zu machen, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind. Der 24-Stunden-Streik im Februar 1954 ist in Frankreich von Professoren und Studentenschaft solidarisch durchgeführt worden. Die Studenten wußten, daß sie vielleicht auf kurze Zeit durch das Ausfallen der Vorlesungen die Leidtragenden sein würden — aber sie wußten auch, daß auf lange Sicht der Schritt der Professoren das letzte Mittel war, um ihnen und ihren Nachfolgern ein vernünftiges Studium (mit genügend Hörsälen, Lehrkräften, Experimentiermöglichkeiten usw.) zu sichern.

War aber dieser Streik nicht ein Druck auf Regierung und Parlament? Natürlich ja. In diesem Sinne war es ein politischer Streik, genau wie die Streikdrohung des DGB im Januar 1953 politisch gewesen ist. Gegenfrage: Ist es aber nicht so, daß die Universität nicht über die Mittel der Stahlindustrie verfügt, sich im Parlament durchzusetzen? Wenn die Forschung, die Wissenschaft, die ja doch den wahren Geist und die Zukunfts-Interessen der Nation vertreten, sich kein Gehör verschaffen können, dürfen sie dann nicht die öffentliche Meinung durch eine Demonstration wachrufen? Und leider genügt manchmal keine andere als der Streik.“

Vielleicht ist all' solche Skepsis durch die Erfahrungen der Affaire Schlüter überholt. Sicher ist jedoch, daß die deutsche Hochschulreform in Gefahr ist, in der tödlichen Verfilzung von Standesideologie und Ressentiment zu ersticken.

Werner Wilkening

lands. Auch steht Niemöller nicht allein, wenn er darauf hinweist, daß das Grundgesetz nur ein Provisorium ist und sich die Wiedervereinigung niemals so verstehen könne, daß der Geltungsbereich des Grundgesetzes auf die DDR ausgedehnt würde. Aber es ist erstaunlich, wie gering Niemöller die im Grundgesetz definierten Prinzipien achtet. Daß er 1949 nicht zur Wahl gegangen sei, weil er das Entstehen der Bundesregierung ablehnt, mag seine Sache sein. Doch verleugnet und mißachtet Niemöller die Prinzipien des Grundgesetzes, wenn er uns sagt, „die beiden deutschen Häuser“ (er meint die DDR und die BR) „werden nach dem Geschmack und dem Willen der Besatzungsmächte eingerichtet“.

An der Lauterkeit Niemöllers ist nicht zu zweifeln. Wohl aber gilt es, sein Vermögen im Bereich der Politik zu prüfen. Gerade diejenigen von uns, die mit der Generation unserer Väter über ihr politisches Versagen in den letzten Jahrzehnten hadern und in Niemöller eine über das private Schicksal hinaus denkende und mit ihrem Leben einsehende Persönlichkeit erblicken, dürfen hier nicht locker lassen.

Wie steht Niemöller zur parlamentarischen Demokratie? Genügt es daran zu erinnern, daß Niemöller von den Nazis viele Jahre ins KZ gebracht wurde? Warum kam er ins KZ? Er wurde jedenfalls nicht eingekerkert, weil er ein Demokrat war, aber weil er wiederholt und öffentlich Verbrechen der Nazis gebrandmarkt hatte. Diesen persönlichen Mut muß man ihm immer zugute halten. Ist Niemöller jetzt ein Demokrat geworden? Diese Rede — und nicht nur diese — zwingen uns, die Frage zu verneinen. Niemöller möchte einen deutschen Staat. Wie er aussieht, wie er regiert wird, scheint ihm verhältnismäßig nebensächlich. Natürlich will Niemöller keine rechtlose Diktatur, und wir können darauf bauen (auch wenn dies Niemöller nicht gesagt hat), daß er sich konsequent wie ehemals gegen eventuelles Unrecht wenden wird. Aber so wie Niemöller die Teilung überwinden will, können wir nur die Befürchtung hegen, daß Niemöller in diesem Staat bald wieder in einem Lager sitzen wird — und nicht nur er allein.

Ein Mann, der mit solchen Zugeständnissen die Einheit Deutschlands herbeiführen will, ist nichts anderes als ein Nationalist. Bis jetzt finden die Thesen Niemöllers nur wenig Anhänger. Aber der Nationalismus könnte neue Stoßkraft gewinnen, die Zahl jener Deutschen anwachsen, die die Einheit um fast jeden Preis erstreben. Der Boden ist im Augenblick für Niemöller nicht ungünstig. Weil die Bundesregierung seit langem so tut, als ob ihre Politik in naher Zukunft zur Wiedervereinigung hätte führen müssen, diese aber bis heute ausgeblieben ist, hat sich Enttäuschung und Mißtrauen ausgebreitet und in der Zone haben sich auf die Menschen Niedergeschlagenheit und Resignation gelegt. Wenn die Bundesregierung endlich erklären würde, daß die Wiedervereinigung in absehbarer Zeit nicht erreichbar scheint, daß aber die einzige Politik, die zur Wiedervereinigung führen kann, in Bündnis mit den freien Völkern des Westens liegt, würde den Thesen Niemöllers noch weniger Widerhall beschieden sein.

Ulrich Keitel



Jahrzehntelang
der Universität Frankfurt am Main
verbunden steht Ihnen immer das

Haus der Bücher

Gegründet: 1909

PETER NAACHER

FRANKFURT AM MAIN

Steinweg 3 (An der Hauptwache)
mit seiner

Buchhandlung für Universitätswissenschaften

Bockenheimer Landstraße 133 (bei der Universität)

Ruf: 67644 / 196641

für Ihre Bücherwünsche zur Verfügung.

Zum Sommersemester erscheinen demnächst:

Unsere Studien-Kataloge für die Rechts-, Wirtschafts-
und Sozialwissenschaftliche Fakultät.



FLORIDA ORANGE

Dieses FRUCHT-SAFT-GETRÄNK enthält
den normalen Tagesbedarf an Vitamin „C“.

Ressentiment und Reform

Es muß heute klar gesagt werden, daß die Universität noch immer eine Standes-Einrichtung ist. Nichts ist für diese Behauptung sinnfälliger Beweis, als die Tatsache, daß noch immer weniger als 5% der Studentenschaft aus der Arbeiterschicht stammen. Die Schwierigkeiten, denen wenig Begüterte unter dem wissenschaftlichen Nachwuchs in der finanziellen „Trockenzeit“ zwischen Promotion und Erlangung einer Diätendozentur ausgesetzt sind, schließt ihren Aufstieg in das akademische Lehramt in praxi in weitem Maße aus. Trotzdem werden beide Tatbestände als normal weitgehend hingenommen, wo sie nicht als natürlich und wünschenswert bezeichnet werden. Versuche, Stipendien als Normal-Voraussetzung zur Studienzulassung (Studienhonorar) einzuführen, scheiterten bisher — neben finanziellen Erwägungen — an der dürrtigen Behauptung, so züchte man Rentner und nicht selbst-verantwortliche Akademiker. Für den Fall, daß diese Phrase von der Selbst-Verantwortlichkeit wörtlich gemeint sein sollte, verdient die Tatsache festgestellt zu werden, daß ein großer Teil der Studenten heute Rentner entweder ihrer eigenen (finanziell meist besser gestellten) Familien oder bereits der Gesellschaft sind, indem sie nämlich, in Form der Gebühren, zu ihrem Studium meist nur knapp ein Drittel der dem Staat daraus erwachsenden Kosten beitragen. Nach solcher Korrektur ihrer Einsicht oder ihres Gedächtnisses sei den Verfechtern jener „liberalen“ Theorien anheimgestellt, zum Beweis ihrer akademischen Selbstverantwortlichkeit von nun an das Dreifache der bisher üblichen Gebührensätze zu entrichten.

Wie immer sich das institutionelle Beharrungsvermögen der Universität auch als Tradition dartun möchte, ein Vergleich scheint sie hinreichend als ideologische Kategorie auszuweisen: Andere Völker der westlichen Welt haben alte, in letztlich identischem Grund wurzelnde Universitäten: England, Frankreich, Amerika. In den hohen Schulen dieser Länder wird der öffentliche Kampf um die zeitgenössischen Grundfragen mit aller Schärfe geführt. Häresie, die Kühnheit radikaler Gedanken, die Forderung nach grundlegenden erzieherischen und gesellschaftlichen Experimenten sind dort keineswegs als „unfein“ aus der Universität verbannt, als „unakademisch“ denunziert. Diese Universitäten haben Gelehrte hervorgebracht, die in radikaler Überprüfung des Bodens, auf dem sie stehen, das Bild ihrer eigenen Alma Mater in Frage stellen. Was der pseudonyme Bruce Truscot der englischen Gelehrtenrepublik mit einem Augenzwinkern gesagt hat oder Robert Maynard Hutchins den Amerikanern mit der Schein-Attitüde des Snobs niederschrieb und in Chicago vor-exerzierte, sucht mit seinem Ernst, seinem Bürgermut, seiner Akribie, Detailkenntnis und Gewissenhaftigkeit seinesgleichen im zeitgenössischen deutschen Geistesleben.

Wer verändern will, muß wissen, was vorzuziehen ist. Um zu wissen, was besser ist, muß man vergleichen können. Es wäre interessant festzustellen, wieviel deutsche Gelehrte Bücher, wie Abraham Flexners „Universities: American, English, German“ in der Hand gehabt haben oder die Schriften Bertrand Russells, Ortega und Karl Jaspers' zum Anliegen der Universität kennen.

Wer an der deutschen Hochschulreform interessiert ist, ermüdet mittlerweile an dem Einwand, nicht alles, was das Ausland tue, sei besser als unsere eigene Tradition. (Kein Reformist behauptet das Gegenteil!) — er kann sogar in der hitzigen Debatte zu hören bekommen, der ganze Gedanke der Reform sei uns von fremden Mächten oktroyiert. Unterstellt, dies sei wahr — um so schlimmer für unser Land, wenn uns auch hier die Kraft eigener Impulse abgehen sollte.

Das Ressentiment, das diesen Argumenten innewohnt, ist jedoch so vertraut, wie es befremdlich ist. Am Zollstock der Wahrheit gemessen stellt sich heraus, daß es in der Wissenschaft ein Ausland nicht gibt, daß der Mensch, dem zu dienen die Lehre verpflichtet ist, ein universales Wesen ist; daß die deutsche akademische Tradition in der Zeit ihrer Blüte nach Wilhelm von Humboldt so wenig inländisch-national war, daß ihre kräftigen Strahlungen bis Ost- und Südosteuropa, Nordamerika, ja, bis Japan befruchtend wirken konnten.

Glücklicherweise stehen zum Vergleich mit dem Ausland recht reale und sachgerechte Kriterien zur Verfügung, wie z. B. der Grad ihrer Effektivität und die personelle und materielle Ausstattung, so daß unsere Untersuchung nicht etwa daran zu scheitern braucht, daß jemand bestreitet, das Verhältnis von Universität und Gesellschaft etwa in England sei ausgewogener, harmonischer und gesünder als derzeit in der Bundesrepublik Deutschland.

An dieser Stelle muß man sich kursorisch die Grundforderungen der Reformvorschläge von 1948 ins Gedächtnis rufen. Sie waren:

Der freie und gleiche Zugang aller Befähigten zur höheren Bildung.

Die Wiederherstellung des dialogischen Verhältnisses von Lehrer und Schülern in der Universität.

Die Vermittlung eines sinnvollen Zusammenhanges historischer, philosophischer, wirtschaftlicher und politischer Erkenntnisse sowie eines verbindlichen Bildes vom Wesen des Menschen und vom Ziel der Geschichte, die dem modernen Studenten Identifikationsmöglichkeit und Verantwortung als soziales Wesen zurückgeben. (Studium Generale)

Die Mobilisierung der Wahrheit durch den Eros ihrer Diener im Aufklärungsprozeß der Gesamtgesellschaft durch die Neu-regelung der Beziehungen der Universität zur Öffentlichkeit.

Keine dieser Forderungen soll dabei den Rang und den Eigenwert der Forschung schmälern.

Zur Erreichung dieser Ziele war in concreto vorgeschlagen: Abbau und Beseitigung der Studiengebühren. Umfassende Vermehrung der Förderungsmaßnahmen für Studium und Forschung.

Erhöhung der Zahl der Lehrstühle, Diätendozenturen und Assistentenstellen;

Einführung von Tutoren;

Heranziehung von Oberschul- und Gymnasiallehrern zum Lehrkörper der Universität in der Tradition des 19. Jahrhunderts. Berufung bewährter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.

Einführung eines obligatorischen allgemein- und sozialwissenschaftlichen Grundstudiums (Warum eigentlich nicht des Baccalaureus Artium?)

Vermehrung der sozial- und kulturwissenschaftlichen Lehrstühle und Institute.

Einführung der Auslandswissenschaften (Area Studies) durch neu zu errichtende Lehrstühle und Institute.

Errichtung eines Hochschulrats und Hochschulbeirats. Verbindung von Studium und Praktikum.

Förderung gemeinschaftsbildenden studentischen Zusammenlebens, wünschenswert für alle jüngeren Studenten.

Fortbildung der Altakademiker.

Bessere Beziehung zur Oberschule.

Teilnahme am Erwachsenenbildungswerk.

Heranziehung der Altakademiker.

Es wird aus diesen Empfehlungen leicht ersichtlich, daß zu ihrer befriedigenden Verwirklichung — bei gleichbleibender Studentenzahl — das Drei- bis Vierfache der bisherigen Aufwendungen erforderlich werden. Hierbei sind die unumgänglichen materiellen Verbesserungen des Bibliothekswesens, der Wohngelegenheiten, Seminar- und Übungsräume sowie der naturwissenschaftlichen Arbeitsplätze noch unberücksichtigt.

Mit der Notwendigkeit höherer finanzieller Aufwendungen sind wir am Schlüsselproblem der Hochschulreform angelangt. In unserer Sicht stellen sie die unumgängliche materielle Basis des Geistes dar, ja, die wichtigste Voraussetzung der akademischen Freiheit in Verantwortung. Das eigentümliche Verhältnis von Geld und Freiheit spiegelt sich hierbei in den Verlangen nach erhöhter Förderung des Studiums und der Forschung. Daß zusätzliche Gelder aus zentralen öffentlichen Quellen nicht automatisch zu einer Bevormundung der Wissenschaft und Lehre durch den Zentralstaat werden müssen, ist am Beispiel Englands

Wäre die Schrift „Kulturpolitik und Schule“¹⁾ von einem Oberschulrat oder einer anderen repräsentativen Persönlichkeit aus der Kulturverwaltung eines deutschen Bundeslandes verfaßt, wäre sie gewiß zu einer Sensation geworden.

Man muß aber schon dafür dankbar sein, daß im Deutschland des Jahres 1956 überhaupt eine so eigenwillige und kritische kulturpolitische Publikation erscheint, selbst wenn sie von einem Privatmann geschrieben ist, der als vielbeschäftigter Rechtsanwalt sich politische Studien nur als hobby leisten kann.

„Kulturpolitik und Schule“ ist vielleicht der erste ernstzunehmende Beitrag zur Problematik einer deutschen Kultur- und Schulpolitik seit Adolf Reichweins Buch „Schaffendes Schulvolk“, das vor ungefähr zwanzig Jahren zum erstenmal erschienen ist.



BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657

Das besondere Verdienst Beckers ist, die Scheinproblematik des traditionellen Streits zwischen Staat und Kirchen um die Schule aufgezeigt zu haben. Alle Schulen, ganz gleich, ob sie staatlicher, konfessioneller oder privater Natur sind, haben die wichtige Aufgabe, die jungen Menschen zu brauchbaren Mitgliedern der Gesellschaft, zu Staatsbürgern zu erziehen. Darum genügt es nicht, daß der Staat die verschiedenen Schularten in der Verfassung garantiert, sondern staatliche Garantie heißt in einem freiheitlichen Staat nicht mehr und nicht weniger als finanzielle Unterstützung der Schulen unbeschadet ihrer pädagogischen Methoden oder ihrer konfessionellen Prägung.

Freiheitliche Schulpolitik bedeutet in der Demokratie aber Selbstverwaltung der Schule durch die Schule, Föderalismus, wie ihn die deutsche Geschichte bisher nicht kannte. Die logische Ergänzung dieses Systems wäre eine demokratisierte Schulinspektion.

Die Bundesrepublik ist zwar föderalistisch organisiert, der Föderalismus hört aber bei den Ländern auf. Die Länderministerien häufig nach den bewährten Methoden staatlichen Dirigismus.

Billigt der Finanzier, der Staat, den Schulen Selbstverwaltung zu und eröffnet ihnen damit die Möglichkeit zu freiheitlicher Entfaltung, was darf er dann von ihr fordern? Einen wohlherzogenen Menschen; einen vollgültigen Staatsbürger, einen freiheitlichen Menschen, der es als sittliche Pflicht erachtet, der Gemeinschaft zu dienen? Wem ist aber die sittliche Idee geläufig, die sich in unserem Staat verkörpert? Wenn sie allen Lehrern geläufig wäre, hätten wir eine Sorge weniger.

Der Einfluß soziologischer Maximen auf Beckers Denken ist unverkennbar. Darum kann es ihm nicht verborgen geblieben sein, daß die zunehmende Entfremdung des Individuums vom Staat nur zum geringen Teil durch ein sittliches Versagen des Individuums zu erklären ist, daß vielmehr durch die Häufung der Aufgaben, die dem Staat in einer industrialisierten Massengesellschaft zufallen, sein Kontakt zum einzelnen notwendig leiden muß, daß aber auch auf der anderen Seite durch die immer eindringlicher werdende Differenzierung des gesellschaftlichen Prozesses in der modernen Arbeitswelt, die Zahl derer, die aktiven Anteil an der Gemeinschaft nehmen können, geringer

erwiesen, das jährlich annähernd 20 Mill. DM blanko an die Universitäten vergibt, ohne auf eine staatliche Kontrolle der Verwendung zu bestehen.

Öffentliche Gelder, ihre Vorenthaltung oder Bewilligung, sind die Reflektion gesellschaftlicher de-facto-Prioritäten. An ihrer Verwendung kann man die dynamische bzw. stagnierende Gesellschaft erkennen. Eine Gesellschaft, die nicht zu hinreichenden Verzichtleistungen, d. h. Investitionen, für ihre eigene Zukunft bereit ist, hat sich selbst aufgegeben. Unter diesem Aspekt scheinen die Aufwendungen für das Erziehungswesen (im Vergleich zum Volkseinkommen) in solchen Ländern, wie etwa Spanien, England, Frankreich, USA, UdSSR und in der Bundesrepublik interessant. Der Vorrang konsumptiven Wohlstandes oder karitativen Flickwerks vor der Sicherung der gesellschaftlichen Zukunft stellt eine Absage an die weitere Entwicklung der Menschheit dar.

Solche Absagen können die Zwangsläufigkeit gewisser historischer Wandlungsprozesse hingegen keinesfalls aufhalten. Die Unabwendbarkeit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Umschichtungsprozesse in Europa wird an den Beispielen Englands und Skandinaviens hinlänglich demonstriert. In Deutschland ist sie längst durch die fast völlige Unmöglichkeit bewiesen, ein privat finanziertes Studium zu amortisieren.

Studium und Lehre kristallisieren sich somit (intentionell oder nicht) immer mehr als direkte Dienstleistungen für die Gesellschaft, und fordern diese konsequent zur Existenzsicherung ihrer dienenden Glieder auf. Eine Leugnung dieses Prinzips kann nur die Chance der Freiheit für Wenige auf Kosten der Vielzahl bedeuten. Das Wirken dieses Prinzips auf neuer geschichtlicher Ebene hingegen macht die Verwirklichung des alten Traumes des klassischen Liberalismus in der heutigen Zeit überhaupt erst möglich: Die perfekte vertikale Mobilität in der Gesellschaft.

Der Anspruch auf eine allgemeine höhere Bildung wird häufig dem Schlagwort vom „akademischen Proletariat“ begegnen. Dieser Slogan hat bald die historische Grenze seiner irreleitenden Utilität erreicht. Mit dem Eintreten der Menschheit in das Zeitalter der Automation wird die sachliche Funktion des technischen Fachmanns oder Arbeiters immer mehr von dem unausweichlichen Zwang verdrängt werden, über sich und andere Menschen Entscheidungen zu fällen, über die Mitmenschen und sich selbst zu einem Selbstverständnis und einer Daseinserhellung zu kommen, die allein den totalen Umschlag in die Barbarei verhüten können.

Angesichts solcher Zukunftsaspekte stellt sich die Frage: Deutsche Universität, wohin?

Die Autoren des „Gutachtens“ lassen sie offen, wenn auch nicht zweifelhaft. Sie sagen: „Es ist unmöglich, neue politische Katastrophen zu vermeiden, wenn die Akademiker ihre menschliche Pflicht im Volkskörper nicht zu erfüllen lernen, und eine Hochschule, welche ihre Kraft dieser Aufgabe entzieht, muß erwarten, eines Tages nicht sachlichen Reformvorschlägen, sondern dem blinden Umsturz gegenüberzustehen.“ Hans Freienfeld

Totale Liberalität

werden muß. Ist die geforderte Selbstverwaltung eine brauchbare Möglichkeit, den Prozeß der Vermassung wenigstens auf dem kulturpolitischen Gebiet aufzuheben? Man sollte es meinen, gäbe es genug freisinnige Persönlichkeiten vom Schlage Beckers.

Der Bundespräsident hat einen Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen berufen. Dieser Ausschuss, bestehend aus Wissenschaftlern und beamteten Kulturexperten, könnte hier Vorschläge erarbeiten. Das würde aber letztlich auf eine Verfassungsreform hinauslaufen, eine grundsätzliche Umbildung der föderalistischen Struktur des Bundes auf kulturpolitischem Gebiet. Ist das eine Utopie?

Ein fundamentaler Grundsatz unserer Verfassung, der Föderalismus auf der Basis der Länder, die sich immer noch als Gebilde einer echten historischen Entwicklung bezeichnen, wäre grundsätzlich erschüttert. Schon einmal ist ein solcher Versuch fehlgeschlagen. Die Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei der Weimarer Nationalversammlung hat schon 1919 den dezentralisierten Einheitsstaat und Selbstverwaltungsrechte auf allen wesentlichen Gebieten der Innenpolitik vergeblich gefordert. Sie scheiterte an den Sonderinteressen. Und diese existieren auch heute, das würde sich sofort zeigen, würde man sie auf dem Gebiet, in dem sie besonders mächtig sind, in der Kulturpolitik, stören.

Aber selbst solche ernstzunehmenden Schwierigkeiten wiegen leicht im Verhältnis zu den Forderungen, die Rechtsanwalt Becker an Lehrer und Eltern stellt, denn Selbstverwaltung bedeutet Eigenverantwortung und setzt profiliertes Staatsbewußtsein voraus. Was ist aber Deutschland heute, territorial, gesellschaftlich, politisch?

Die Krise unseres Staatsbewußtseins ist nur ein äußeres Zeichen für die Krise des Menschen. Ihre Überwindung ist eine Aufgabe, die der einzelne nur für sich selbst lösen kann. Die von Becker geforderten Reformen können den Prozeß beschleunigen, sie sind aber erst dann mit gutem Gewissen vertretbar, wenn begründete Hoffnung besteht, daß sie nötfalls vor Mißbrauch geschützt werden.

Oscar Strobel

¹⁾ Helmut Becker, Kulturpolitik und Schule, veröffentlicht in der Schriftenreihe „Fragen an die Zeit“, herausgegeben von Theodor Eschenburg, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1956.

Universitätsbuchhandlung

BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 9 36 33 u. 9 52 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Luise Pollinger

PAPIER · BUROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nähest der Universität)

Fernruf 77 55 89

Kongreß der französischen Rechtsstudenten

Die Fahrt nach Besançon zum Kongreß der französischen Rechtsstudenten unterbrach ich kurz in Straßburg, um die Universität zu besichtigen, deren Anlage der Frankfurter Hochschule als Vorbild diente. Ich mußte feststellen, daß die Straßburger Universität, obwohl älter, in ihrer räumlichen Gestaltung großzügiger ist, als der 40 Jahre jüngere Frankfurter Bau.

Die Einwohner der Stadt waren zuvorkommend und freundlich, doch antworteten sie, die gewohnheitsmäßig elsässer Dösch sprechen, französisch, wenn sie auf hochdeutsch angesprochen wurden. Erst nach einem gewissen Zögern antworteten sie deutsch.

Bei der Ankunft in Besançon bedrückten mich nicht triste Steinfassaden, sondern Grünanlagen öffneten sich einladend vom Bahnhofsvorplatz in die Stadt. Die alten Bauten im Stadttinnern, der Renaissancepalast der Justiz, das Rathaus und die Kirchen waren zunächst unser Ziel. Ich stand am Denkmal Victor Hugos und erlebte die Bauten der Römerzeit. Die das Stadtbild beherrschende Zitadelle wurde kürzlich für einen symbolischen Franc von der Universität gekauft, um fortan als Studentenheim oder in sonst geeigneter Weise den Jünger der Wissenschaft zu dienen.

Die Universität Besançon ist klein. Das Gebäude liegt eingeklemt in einer Häuserzeile; die Hörsäle sind für unsere Begriffe ärmlich eingerichtet. Das mag vor allem daran liegen, daß Besançon keine Volluniversität hat, sondern nur einzelne Studieninstitute, hauptsächlich philosophischer Richtung. Der Stolz der Universität ist das bekannte hohe Niveau des Deutschunterrichts. Die deutsch-französische Sprachgrenze verläuft wenige Kilometer nördlich der Stadt. Man hat sicher noch in Erinnerung, daß das deutsche Interesse an Elsaß einmal sehr lebendig war.

Der Kongreß der französischen Rechtsstudenten dauerte fünf Tage, und in dieser Zeit bemühten sie sich nach Kräften, ihre Umgebung darauf aufmerksam zu machen, daß mehr Studenten als sonst in den Mauern der Stadt weilten. Mit ihren Samtbaretten, die die Farben ihrer Fakultät und Universität zeigten und mit vielen Abzeichen bedeckt waren, standen sie überall im Blickpunkt. Sie offenbarten eine Vitalität und Fröhlichkeit, eine Unbeschwertheit, die man in Deutschland als Heidelberger Romantik abtut.

Die Studenten waren fröhlich, der Tagungsablauf war deshalb leicht und flüssig. Von der Eröffnungssitzung mit anschließendem Empfang beim Bürgermeister, und vom Ball führte die Tagesordnung über einen Ausflug durch das Jura in die Schweiz. An einem anderen Tag besichtigte man die Autofabrik Peugeot. Dazwischen lagen die Sitzungen, die bewiesen mit wie großem Ernst und welcher Zähigkeit die eben so fröhlichen Sänger nun als Studentenvertreter um die Probleme rangen. Die Sitzungen dauerten oft bis in die Nacht hinein, so daß die etwa 40 Teilnehmer die erlesene Speisenfolge des Schlußbanquettes mit Gebirgsschinken, Forellen und Wildente, mit elsässer Weißwein, Burgunder und Sekt, wirklich verdient hatten. Mit dem gleichen Eifer, mit dem sie sich auf diese Genüsse stürzten — obwohl beim Kongreß für eine gute Haltung beim Essen gestimmt worden war — hatten sie zuvor die Tagesordnung bewältigt.

Hauptpunkt der Tagung war die Studienreform. Seit Oktober 1955 ist in Frankreich eine neue Studienordnung für das rechtswissenschaftliche Studium in Kraft, die auf einen Professor aus Aix en Provence zurückgeht.

Neben der Verlängerung des Studiums von drei auf vier Jahre brachte die Reform zwei größere Änderungen. Einmal wurden durch das Regierungdekret vom 27. März 1954 die *Travaux pratiques*, die „Übungen mit praktischen Arbeiten“, gleichwertig neben die Vorlesungen gestellt, offenbar eine Annäherung an das deutsche System. Doch sind die Übungen noch nicht mit den unseren vergleichbar, da in ihnen jeweils ein Student über ein theoretisches Thema referiert, woran sich die Besprechung durch den Übungsleiter anschließt. Die Teilnahme ist obligatorisch in allen Studienjahren für je zwei einhalbstündige Übungen pro Woche.

Das Studium ist starr ausgerichtet, es bleibt bei den jährlichen Examina, die Vorlesungen sind vorgeschrieben, und nur das 3. Jahr kennt Wahlfächer.

Die zweite Änderung ergab sich aus der Überlegung, daß das Jurastudium für den höheren Staatsdienst nicht erforderlich ist und andererseits auch nicht genügend vorbereitet, während es die notwendige Voraussetzung für den Justizdienst und die damit verbundenen freien Berufe darstellt. Daneben ist es eine gern gesehene Vorbereitung für viele andere Berufe.

Diese Überlegung hat zur Teilung des Studiums geführt:

1. allgemein rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Vorbildung; das Examen nach dem 2. Jahr verleiht den Titel des Bachelier en Droit (Baccalaureat, also ein Universitätsdiplom für Juristen, der in anderen Staaten längst üblich, in Deutschland noch keine Zustimmung gefunden hat).

2. Im zweiten Abschnitt bringt das Studium eine Dreiteilung nach Wahl des Studenten. Er kann das Examen ablegen entweder in der privatrechtlichen, der öffentlichrechtlichen, oder der wirtschaftswissenschaftlichen Richtung.

Damit ist das Studium gespalten und es gibt im 4. Studienjahr keine gemeinsamen Vorlesungen mehr. Eine solche Aufteilung wird verständlich, wenn man sich vor Augen hält, daß Frankreich die Referendarezeit als Vorbereitungszeit für Richter und Anwälte oder Beamte des höheren Dienstes nicht kennt. Vielmehr tritt der Jurist nach Beendigung seines Studiums in eine Art Lehre seines erwählten Berufs ein. Dazu muß der mit Erfolg geprüfte Rechtskandidat (Titel „Licenciat“) Prüfungen machen, über deren Erfolg ein Certificate Auskunft gibt. Diese Prüfungen verlangen vom Kandidaten viel Spezialwissen. Ein solches von der Universität vermittelt zu bekommen, war seit langem das Ziel der Studenten, und sie gaben der neuen Regelung ihre volle Zustimmung. Dies mag den deutschen Studenten zunächst verblüffen, da er doch die Belastungen mit Spezialwissen immer aufs neue abwehrt.

Zum Verständnis der Sachlage muß man sich aber das Streben des Franzosen nach Sicherheit vergegenwärtigen. Er möchte

nichts unternehmen, bei dem der Erfolg nicht abzusehen ist. Deshalb unterwirft er sich willig den jährlichen Prüfungen, wird er doch nur im Stoff des einen Jahres geprüft.

Darum wurde wohl auch die theoretische Ausrichtung der Übungen bemängelt.

In diesem Zusammenhang forderte man auch die beschleunigte Anstellung von Übungsassistenten, die die Übungen seminarähnlich gestalten und den Studenten bei der Lösung der Aufgaben helfen sollten. Für diese „Moniteurs“, die eine Anzahl von Stunden in der Woche bei Gericht oder im Verwaltungsdienst tätig sein sollen, wurde ausreichende Bezahlung verlangt. Der Moniteur soll die erste Stufe in der Rangordnung zur Professur sein, mit der Zwischenstation des Vollassistenten.

So wie die Studenten von der Universität Sicherheit in der Vorbereitung für den Beruf erwarten, so verlangen sie von ihr auch die Organisation und den Einsatz für eine Art Praktikantentätigkeit in den Ferien. Die Universität soll ihre Autorität bei Industrie und Handelsunternehmen ihrer Region verwenden, damit nur Studenten des zugehörigen Bezirks in den Ferien in den Betrieben beschäftigt werden.

Darüber hinaus wurden Mittel und Wege gesucht, einen Austausch von Praktikanten der Rechtsstudenten mit dem Ausland möglich zu machen, eine Aufgabe, die wir auch in Deutschland aufgreifen müssen, da sie eine gegenseitige Anerkennung der Studien und Examen bringen könnte.

Selbst die Vorschläge zur Reform des Doktorats suchten nach Sicherung vor einem Fehlschlag. Dazu gehören der geforderte enge Kontakt zum Doktorvater und das Einsetzen einer dreiköpfigen Kommission, die zunächst 6 Monate vor Stellung der These die Qualifikation des Bewerbers feststellt und 2 Monate vor der Prüfung die Qualität der Arbeit prüft. Ein günstiges Ergebnis der letzten Prüfungen bedeutet Druckerlaubnis und die Gewährung von Subventionen für den Druck.

Mit besonderem Eifer wandten sich unsere Kollegen gegen die Konkurrenz von Absolventen anderer Bildungsanstalten. Sie bestritten den Fachschülern die Befähigung zu den Berufen, in denen diesen nach alten Verordnungen gleiche Rechte wie den

Juristen und Philosophen zugestanden wurden, insbesondere in der freien Wirtschaft.

Ein Anliegen besonderer Art war die Frage der Dezentralisierung der Universitäten. Paris vereinigt ungefähr die Hälfte aller französischen Studenten, davon allein 18 000 Rechtsstudenten. Dieser Mammutbetrieb soll zugunsten der kleineren Institute eingeschränkt werden.

Ein diffiziles Thema waren die sich aus den nordafrikanischen Unruhen ergebenden Fragen. Der „Verbandssekretär für Nordafrika“ erhielt bei seiner Entlastung durchweg nur Enthaltungen, weil er sich zu reserviert verhalten habe. In welcher Richtung er aus seiner Reserve hätte heraustreten sollen, wußte jedoch niemand zu sagen. Sein Zögern nach dem Motto: „kommt Zeit kommt Rat“, sicherte ihm immerhin die Entlastung.

Der Kongreß forderte einstimmig die Abschaffung der verfassungswidrigen Einziehung von Studiengebühren an der Universität Oran. Soweit wurde offiziell über Afrika verhandelt. Inoffiziell gab es heiße Debatten über dieses Thema.

Für uns Deutsche ist es interessant zu wissen, daß nicht nur Studierende dem Studentenverband angehören. Eine Anzahl der Delegierten dieser Tagung waren bereits im Berufsleben stehende Anwälte. Sie bedeuten den Studenten eine Gewähr dafür, daß ihre Anliegen von Fachleuten vertreten werden. Die Advokaten wiederum haben die Gewißheit, für die Durchsetzung eigener Interessen eine große Anhängerschaft hinter sich versammeln zu können. So ergibt das gegenseitige Streben nach Sicherheit einen sinnfälligen Austausch des Sicherheit-Gebens und -Nehmens.

Es nimmt kein Wunder, daß die Federation Nationale als kompetentes Gremium erscheint, das selbst schwierigste Fragen meistert.

Eine erfreuliche Begleiterscheinung des Kongresses war das rege Interesse, daß die Studenten bei den „Autoritäten“ fanden. Neben einer größeren Anzahl von Geschäftsleuten waren die Dekane von Dijon und Besançon sowie etliche Professoren bei den Sitzungen anwesend. Ich nahm daher die Gelegenheit wahr, unseren französischen Freunden mit dem Dank für die Einladung und die freundliche Aufnahme auch die Glückwünsche auszusprechen für das gute Echo, das ihre Bemühungen bei der französischen Öffentlichkeit gefunden haben.

Innerlich wünschte ich mir für unsere Studentenorganisation ein gleiches. Magnus Weber

Eine interessante Debatte

In der Fragestunde des Deutschen Bundestages wurde am 21. März 1956 die Situation der Gerichtsreferendare erörtert. Frankfurts Bürgermeister Dr. L e i s k e (MdB) hatte der Bundesregierung folgende Fragen vorgelegt:

„Sind dem Herrn Bundesjustizminister die grundsätzlichen Entschlüsse des neubegründeten Bundesreferendarverbandes (BRV) auf seiner Konferenz am 9./10. Dezember 1955 in Düsseldorf bekannt?“

Ist der Herr Bundesjustizminister geneigt, diese Forderungen der juristischen Referendare anzuerkennen und den Landesjustizverwaltungen zu empfehlen, diese Forderungen zu erfüllen?

Ist der Herr Bundesjustizminister insbesondere bereit, sich für die Anerkennung eines Rechtsanspruchs aller juristischen Referendare auf Gewährung von Unterhaltszuschüssen vom Beginn des Vorbereitungsdienstes an in Höhe des Existenzminimums einzusetzen und dabei die Landesjustizverwaltungen auf die vorbildliche Verordnung des Finanzministers des Landes Nordrhein-Westfalen über die Gewährung von Unterhaltszuschüssen



an Beamte im Vorbereitungsdienst vom 18. November 1955 (Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen S. 225) zu verweisen?“

Ihm antwortete Staatssekretär Dr. Strauß vom Bundesjustizministerium:

„Die Entschlüsse des Bundesreferendarverbandes auf seiner Gründungsversammlung am 9./10. Dezember 1955 in Düsseldorf sind dem Bundesjustizministerium bekannt und in der vorigen Woche von mir in Berlin mit einem Vertreter des Referendarverbandes erörtert worden. Im einzelnen darf ich die Anfrage wie folgt beantworten.“

Die Forderungen des Bundesreferendarverbandes auf Freizügigkeit des Referendars, Einheitlichkeit des Ausbildungs- und Prüfungswesens und Einheit der juristischen Ausbildung werden demnächst von einem Ausschuss sämtlicher Justizverwaltungen für die Vereinheitlichung der juristischen Ausbildung behandelt werden. Das Bundesjustizministerium wird bei diesen Beratungen wie bisher für die Freizügigkeit, die Einheitlichkeit und die Einheit der juristischen Ausbildung eintreten.

Die weiter erbetene Förderung von Studienfahrten der Referendare ist in erster Linie Sache der Länder. Der Bund wird, wie bisher schon mehrfach, im Rahmen seiner Möglichkeiten helfen.

Die Sorgen der Referendare hinsichtlich des Verhältnisses zwischen juristischer Ausbildung und Wehrdienst dürften durch den Entwurf des Wehrpflichtgesetzes im wesentlichen behoben sein.

Die schließlich geforderte Regelung für die Unterhaltszuschüsse, nämlich die Anerkennung eines Rechtsanspruchs auf den Zuschuß und eine genügende Höhe der Sätze, muß, da die Referendare Landesbeamte sind, den einzelnen Ländern überlassen bleiben, bei denen hier gewisse Unterschiede in der Finanzkraft in der Vergangenheit eine erhebliche Rolle gespielt haben. Für die Beamten im Vorbereitungsdienst des Bundes soll der Rechtsanspruch in Zukunft gegeben sein. Die im Bund seit dem 9. März dieses Jahres festgelegten Sätze des Zuschusses entsprechen im

wesentlichen der auch vom Fragesteller als vorbildlich bezeichneten nordrhein-westfälischen Regelung. Es ist anzunehmen, daß dies mittelbar nicht ohne Einfluß auf die Länder bleiben wird. Eines ausdrücklichen Hinweises hierauf wird es kam bedürfen, da den Ländern die Regelungen des Bundes bekannt sind.“

Juristische Kurzlehrbücher

Die „Juristischen Kurzlehrbücher“ (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München und Berlin) haben sich in wenigen Jahren einen festen Platz in der Bücherei eines jeden Jurastudenten erobert. Die Reihe erschien nach dem Ende des zweiten Weltkrieges und ihre einzelnen Bücher werden ständig in neuer Bearbeitung aufgelegt. Über fast alle wesentlichen Gebiete der Rechtswissenschaft sind in der Reihe bisher Bücher erschienen; an Darstellungen von wichtigen Gebieten fehlen leider — noch Arbeitsrecht, Verwaltungsrecht und Völkerrecht.

Die Verfasser sind nahezu ausschließlich Professoren der juristischen Fakultäten.

Die Reihe ist für viele Studenten zunächst deshalb von wesentlicher Bedeutung, weil ihre einzelnen Bücher im allgemeinen nicht mehr als 10,— DM kosten. Sie sind also erschwinglicher als die „großen“ Lehrbücher und Kommentare, die auch heute viele Studenten noch nicht kaufen können. Sicher genügt nicht nur die Kenntnis der Kurzlehrbücher, um den Anforderungen des juristischen Studiums gerecht zu werden, aber sie geben in jedem Falle einen gründlichen Überblick über das behandelte Gebiet und führen in dessen wesentliche Probleme ein. Hierfür bürgen in jedem Fall ihre Verfasser.

Zu Recht sind die Kurzlehrbücher so in wenigen Jahren zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der Jurastudenten geworden. Als letzte Neuauflage der Reihe ist kürzlich das „Deutsche Staatsrecht“ von Maunz¹⁾ erschienen. Das Buch berücksichtigt bereits die staatsrechtliche Situation der Bundesrepublik, die durch die Zuerkennung der Souveränität im Mai 1955 entstanden ist. In einem besonderen Kapitel behandelt der Verfasser die mit der Aufrüstung entstandenen staatsrechtlichen Fragen, er gibt einen Überblick über das Freiwilligengesetz, das Gesetz über den Personalgutachterausschuß und das Notstandsrecht.

Weitere Ausgaben der Reihe sind im vorigen Jahr in neuen Auflagen erschienen, durch Einfügung der inzwischen ergangenen Rechtsprechung und erschienenen Literatur berücksichtigen sie jeweils die Rechtsentwicklung seit der vorangegangenen Auflage. Das „Wertpapierrecht“ von Rehfeldt²⁾ erschien in der dritten, das „Zivilprozeßrecht“ von Lent³⁾ bereits in der sechsten Auflage. Aus dem Gebiete des BGB erschienen in neuen Auflagen der „Allgemeine Teil“ von Lange⁴⁾, der allgemeine Teil des „Schuldrechts“ von Molitor⁵⁾ und das „Familienrecht“ von Beitzke⁶⁾. Das Familienrecht enthält 70 in den Text eingearbeitete Fälle nebst knapp zusammengefaßten Lösungen, wobei im großen Umfang auf die höchstrichterliche Rechtsprechung verwiesen und der Leser so zum weiteren Studium angeregt wird.

Besonders die Neuummatruierten Studenten der juristischen Fakultät sollen zum Semesterbeginn auf die Kurzlehrbücher aufmerksam gemacht werden. Wohl mit allen älteren Studenten ist zu wünschen, daß in Zukunft nicht nur Neuauflagen der bereits vorliegenden Bücher erscheinen, sondern in der Reihe bald auch die noch fehlenden, deren Erscheinen schon seit langem vom Verlag angekündigt wird. K.-H. Liese

- 1) Deutsches Staatsrecht, von Maunz, 5. Aufl. 1955, 11,— DM.
- 2) Wertpapierrecht, von Rehfeldt, 3. Aufl. 1955, 3,80 DM.
- 3) Zivilprozeßrecht, von Lent, 6. Aufl. 1955, 8,50 DM.
- 4) Allgemeiner Teil des BGB, von Lange, 2. Aufl. 1955, 11,— DM.
- 5) Schuldrecht, allg. Teil, von Molitor, 4. Aufl. 1955, 6,50 DM.
- 6) Familienrecht, von Beitzke, 4. Aufl. 1955, 6,80 DM.

JOSEF HILFRICH
Wissenschaftliche Buchhandlung
Frankfurt / Main - West 13

→ **jetzt wieder:** ←

An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräbstraße) Telefon: 77 68 65

Briefe an die Redaktion

Der Betrüger

Wenn Herr Baecker (siehe Februar-DISKUS „Konzertbetrug“, Seite 6) glaubt, mir seien die Perspektiven verrutscht, so muß ich ihm leider sagen, daß seine Zuschreibung von einer Befangenheit zeugt, die auf das völlige Fehlen jeder Perspektive schließen läßt. Das Violinkonzert von Béla Bartók war ein so großer Erfolg, daß ich es auf vielfachen Wunsch in meinem nächsten Programm wiederholen muß. Das dürfte ein Beweis dafür sein, daß das Publikum nicht aus 30 mal Lieschen Müller besteht und auch nicht so von mir eingeschätzt wurde.

Ich betreue die Schallplattenkonzerte seit November 1954. Daß ich Herrn Baecker dennoch bis heute völlig unbekannt bin, legt die Vermutung nahe, daß er zu dem Teil des Publikums gehört, der auf meinen Test verdienstlos hereingefallen ist. Es wäre sonst kaum zu jenen Mißverständnissen und — um es gelinde zu sagen — Mißklängen gekommen, mit denen sein Brief vollgeplustert ist, auch dann nicht, wenn ich ihm persönlich noch so unsympathisch sein sollte. Gerade die ersten acht Symphonien Beethovens liegen mir so sehr am Herzen, daß ich gegen alle Widerstände ihre Anschaffung durchgesetzt habe. Es fehlt mir nur noch die Zweite. Dafür ist die Fünfte doppelt. Mein „Betrug“ nur eine Demonstration gegen jenen Kult, der ein paar Götzen kritiklos anhimmt und im übrigen die Perlen der Musik achtlos in den Staub tritt. Einige Erfahrungen in dieser Hinsicht will man mir zutrauen dürfen.

Walter Schwarz

Mehrheitswahlrecht, Diktatur

Wenn man die Verfechter des Mehrheitswahlrechts hört, dann stößt man u. a. immer wieder auf das Argument, daß das Mehrheitswahlrecht allein geeignet sei, die Splitterparteien auszuschalten, regierungsfähige Parteien zu bilden und schließlich zum glorreichen Zweiparteiensystem der angelsächsischen Länder zu führen. Man könne doch bestimmt nichts gegen diese Entwicklung haben! Oder doch?

Zunächst werden Splitterparteien schon durch die 5%-Klausel ausgeschaltet und die bestehenden Parteien dabei doch ständig durch die Möglichkeit des Emporkommens neuer Parteien über diese 5%-Hürde am Verknöchern gehindert. Ich verstehe nicht, wie man für die freie Marktwirtschaft auf ökonomischem Gebiet sein kann und gleichzeitig Monopolstellungen im politischen Bereich befürwortet.

Durch die Verfassungsbestimmung des konstruktiven Mißtrauensvotums sind ferner stets regierungsfähige Mehrheiten zu erwarten, so daß auch dieses Argument offene Türen einrennt. Skeptisch geworden betrachtet man nun das proklamierte Endziel, das Zweiparteiensystem. Was bedeutet es? Doch zumindest für die Dauer der Wahlperiode die Vereinigung von Exekutive und Legislative in der Hand einer Partei (= faktische Aufhebung der Gewaltentrennung). Unter den gegebenen Umständen aber ist das gleichbedeutend mit der Diktatur des Parteiapparates oder dessen Chef nicht nur über diese Partei, sondern über den gesamten Staat. Da zudem die Parlamentsmehrheit vor Ablauf der Periode ein für sie selbst erfolgversprechendes Wahlsystem durchsetzen kann, ist dieses Zweiparteiensystem tendenziell auf Verewigung der Parteidiktatur ausgerichtet.

Sie werden nun sagen: In den angelsächsischen Ländern ist es doch gar nicht so? Ich will hier nicht untersuchen, ob es so ist oder nicht. Aber wenn es anders wäre, dann doch entscheidend deswegen, weil die parlamentarische Tradition beispielsweise Englands vor sich die Grauen des erbarmungslosen Vernichtungskampfes zwischen Whigs und Tories in der Zeit Karls II. und Jakobs II. hat. Durch dieses abschreckende Beispiel hat sich das System in England geläutert; abgesehen davon, daß das Königtum trotz allem noch ein Gegengewicht gegen die Versuche einer parlamentarischen und exekutivischen Parteidiktatur darstellt.

Was aber haben wir an Sicherungen? Doch nur die mittelgroßen Parteien, die durch ihre Koalitionsmöglichkeiten Parteidiktaturen verhindern können, wie wir es in Bayern und Niedersachsen jubelnd vermerkt haben sollten. Auf diesen Parteien ruht die Hoffnung, daß in unserer Demokratie die Freiheit von Dir und mir erhalten bleibt. Man sollte nicht so sehr über die gewiß unerfreulichen Kuhhändler bei den Koalitionsverhandlungen schimpfen als vielmehr daran denken, daß hier unsere ureigenste Freiheit verteidigt wird.

Herbert Schwarz

Überwindung der Monopole

Herr Engelhardt wirft in der Februarausgabe des DISKUS unter der (vom DISKUS nicht ganz glücklich gewählten) Überschrift „Staatliches Emissionsprivileg“ zwei Fragen zum Aufsatz „Überwindung der Monopole“ auf, der in der Januarnummer erschienen ist. Die eine betrifft die institutionelle Gestaltung der Währungsverwaltung, die andere die Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse am Grund und Boden. Welche Bedeutung kommt diesen Fragen in einer liberal-sozialen Gesamtkonzeption zu?

Im Unterschied zu Überlegungen volkswirtschaftlicher und erst sekundär politischer Art hat die von Herrn Engelhardt aufgeworfene Frage nach der institutionellen Gestaltung der Währungsverwaltung primär politischen Charakter. Die „soziale Marktwirtschaft“ konsequent zum Ziele zu führen ist nur möglich, wenn im Gefolge einer Urteilsbildung weitester Volkskreise und auf Grund wirklichen sozialen Willens hinreichend starke politische Kräfte in den Gesetzgebungsorganen die wirkliche Sozialreform in die Hand nehmen. Die Parlamentsmehrheit schafft dann eine Wirtschafts-, insbesondere Währungsverfassung

mit der Verpflichtung für die Währungsverwaltung, „den allgemeinen Preisstand durch Regulierung der umlaufenden Geldmenge stabil zu halten“. Einen erfreulichen Fortschritt bildet hier das neue österreichische Notenbankgesetz aus dem Jahre 1955, das als eines der ersten diese Verpflichtung der Notenbank gesetzlich festgelegt hat. Es ist kaum vorstellbar, daß das Parlament die von ihm mit Überlegung geschaffene Institution in ihrer dem Gesetz verpflichteten Arbeit behindern wird. Gefährlicher könnte der Versuch außerparlamentarischer Einflußnahme auf die Währungsverwaltung sein. Ihm ist auch durch richterliche Unabhängigkeit der Beamten der Währungsverwaltung nicht zu begegnen, wie überhaupt psychologische und soziologische Beobachtungen daran hindern sollten, die Bedeutung der richterlichen Unabhängigkeit zu überschätzen. Entscheidend dürfte sein, daß nach Einführung einer Festwährungspolitik mit tauglichen Mitteln die Arbeit der Währungsverwaltung von jedermann am Preisindex kontrolliert werden kann. Kein Beamter der Währungsverwaltung wird es sich dann leisten, die Prinzipien der Währungsverfassung zu mißachten.

Herr Engelhardt fragt weiter, ob zur Überwindung des Bodenmonopols nicht die Abschöpfung des Zuwachses der Grundrente (des Bodenzinses) durch eine Bodenzinszuwachssteuer genüge. Das hängt davon ab, welche Ziele man sich setzt.

Die ländliche Grundrente beruht zum Teil darauf, daß die Böden verschieden ertragsfähig sind, daß also bei gleichen Preisen für die Erzeugnisse dem Eigentümer ertragsfähigeren Bodens ein unerarbeitetes Einkommen zufließt. Entsprechend hat die städtische Grundrente ihre Quelle darin, daß die Grundstücke verschieden günstig zum Kultur- und Wirtschaftszentrum der Stadt liegen, daß also bei gleichen Gebäudekosten den Eigentümern der begehrteren Grundflächen ein nicht für die Deckung dieser Kosten (einschl. Verwaltungstätigkeit) benötigter Betrag ohne Müheaufwand zufließt, den sie in der Miete einheben. Hinzu kommt wegen der ständigen Bevölkerungszunahme ein Kapitalwertzuwachs in Stadt und Land. Die Grundrente beruht also auf den Gaben der Natur bzw. auf Leistungen der Allgemeinheit, auf deren Vermehrung, Arbeitsteilung und kulturellem Zusammenschluß; mithin gebührt die Grundrente und ihr ständiger Zuwachs nicht den zufälligen Bodeneigentümern.

Da der Boden praktisch unvermehrbar ist, kann die Grundrente nicht durch den Wettbewerb beseitigt, sondern lediglich der Allgemeinheit zugeführt werden. Sie muß ihr zugeführt werden, wenn auf die Dauer verheerende Folgen verhindert werden sollen.

Je mehr Geld infolge anhaltender Konjunktur erzeugt werden, wodurch sie ihre zinstragende Eigenschaft zunehmend verlieren, desto stärker wird die Eigenschaft des Bodens als Kapital. Sinkt der Zins gegen null Prozent, so steigt die Grundrente gegen Unendlich. (In einigen Städten der Schweiz, in der der Zinsfuß nur noch etwa 3 Prozent beträgt, ist der Quadratmeter-Bodenpreis auf 10 000 ja 20 000 Franken und mehr gestiegen.) Der Boden wird praktisch unverkäuflich („Bodensperre“) und zu einem Monopol von ungeheurer, den sozialen Frieden zerstörender Macht. Zu der Ungerechtigkeit der herkömmlichen Bodenverfassung tritt also eine wachsende Unfreiheit.

Man muß daher die Lösung der Bodenfrage gleichzeitig mit der Währungsfrage in Angriff nehmen. Das Ziel für den Boden heißt: Erfassung der Grundrente für die Allgemeinheit, soweit dies ohne Bewirkung neuen Unrechts möglich ist. Wie ist dieses Ziel zu erreichen?

Eine allgemeine Enteignung der Bodeneigentümer scheidet schon deshalb aus, weil der gegenwärtige Eigentümer in aller Regel das Grundstück entgeltlich erworben und beim Erwerb im Kaufpreis den Bodenzins (Grundrente) an den Voreigentümer bezahlt hat. Die öffentliche Hand kann also, soweit das Grundeigentum beim Privaten ist und auch bleibt, nur den auf der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung beruhenden Grundrenten zu wach s abschöpfen (Bodenzinszuwachssteuer). Bei Grundstücken, die in der Hand des Gemeinwesens sind oder in seine Hand gelangen, kann hingegen die volle Grundrente erfaßt werden. Die Tendenz des Gemeinwesens muß also dahin gehen, in Ausübung eines gemeindlichen Verkaufrechts bei Eigentumswechsel Grundstücke an sich zu ziehen. Der Staat hat nur die Aufgabe, die Wirtschaftsordnung, insbesondere die Währungs- und Bodenordnung, zu schaffen und zu garantieren, aber er hat nicht selbst zu wirtschaften! Dieser Grundsatz gilt auch für die gemeindliche Bodenpolitik. Die Gemeinde hat die Grundstücke zur Bewirtschaftung in Erbpacht oder im Erbbaurecht an Private im Meistbietungsverfahren zu überlassen („Leihzwang“) und dafür als Gebühr die Grundrente zu erheben. Der Private ist also in seiner wirtschaftlichen Stellung gesichert gleich einem Eigentümer; der Gemeinde kommt lediglich eine Art „Obereigentum“ zu.

Im Unterschied zur ländlichen Bodenpolitik muß die Stadtgemeinde bestrebt sein, zum Zwecke der orga-

nischen Erneuerung unserer ungesunden, verbauten, größtenteils zerstörten Städte den Boden ganzer Viertel zu erwerben. Nur dann kann der Boden nach großzügigen, modernen Gesichtspunkten unter Einfügung in einen gemeindlichen Rahmenplan von Privaten bebaut werden. Das berechtigte Interesse der Privaten am Gebäude wird durch das Eigentum der Gemeinde an der Grundfläche nicht berührt. „Das Haus dem Bürger, den Boden der Gemeinde!“ (Hans Bernoulli)

Es konnten hier nur andeutungsweise Antworten auf die von Herrn Engelhardt aufgeworfenen Fragen gegeben werden. Daß diese Diskussion über die Standfestigkeit unserer Wirtschaftsordnung an den Nerv unseres wirtschaftlichen, sozialen und politischen Seins oder Nichtseins rührt, sollte die von Herrn Engelhardt zitierte „geistige Elite der Nation“ nicht schrecken, sondern im Gegenteil auf den Plan rufen. Sonst behält Spengler doch recht.

Klaus Wulsten

Habgieriger Fiskus

In einem bedenklichen Widerspruch zu der im allgemeinen sehr gastfreundlichen Aufnahme deutscher Praktikanten in Schweden steht das Verhalten des schwedischen Finanzministers. Seine Haltung führte während der letzten Jahre zu einer Reihe von Schwierigkeiten und unangenehmen Überraschungen für die deutschen Gäste, und bisweilen auch für deren Gastgeber.

Während nämlich in der Bundesrepublik schwedischen Praktikanten, die nicht länger als ein halbes Jahr hier arbeiten, Steuerfreiheit gewährt wird, sind deutsche Studenten für die Dauer ihres dortigen Aufenthaltes, also meist der Sommerferien, nach der vollen Einkommenshöhe zur Steuerzahlung (15—25 %) verpflichtet. Nur für diesen Zeitraum, aber nicht, wie es im Hinblick auf die kurzfristigen Arbeitsmöglichkeiten von Studenten der Fall sein müßte, für ein ganzes Jahr gewährt man deutschen Studenten einen Ausgleich, der jedoch nur zur Rückzahlung eines ganz unbedeutenden Betrages führt.

Das schwedische Finanzministerium verteidigt seine Einstellung zu dieser Frage mit dem Hinweis auf bestehende Gesetze des Landes und ein aus der Vorkriegszeit stammendes allgemeines deutsch-schwedisches Doppelbesteuerungsabkommen. Eine Änderung dieses Zustandes werde, wie Vertreter des schwedischen Finanzministeriums und der deutschen Gesandtschaft in Stockholm mitteilen, auf dem Weg über diplomatische Verhandlungen angestrebt. Dies bedeutet zwangsläufig eine bedeutende Verzögerung, zumal dieses Problem mit anderen Steuerfragen, die z. B. Seeleute betreffen, behandelt wird.

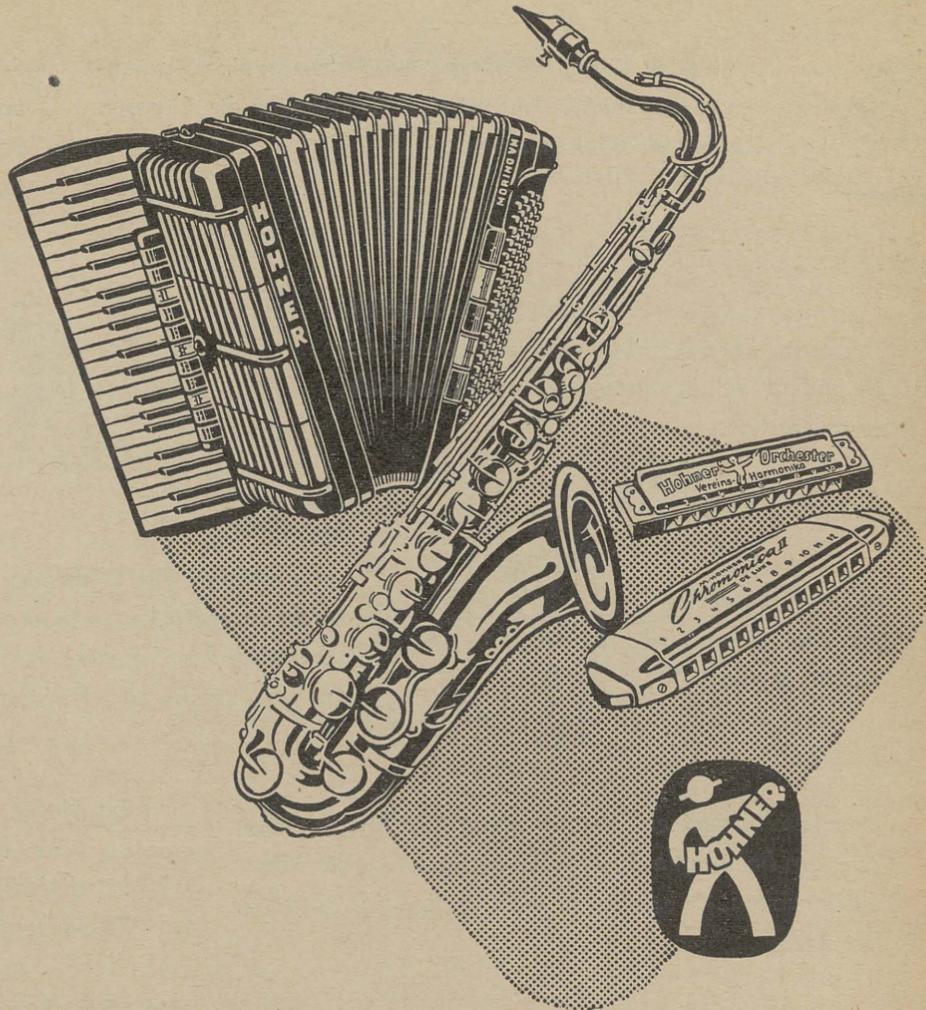
Da für die schwedischen Behörden, auf Grund der den schwedischen Studenten in der Bundesrepublik gewährten Vorteile, kein Anlaß zu einer beschleunigten Klärung des Problems besteht, erscheint es angebracht, daß von deutscher Seite, insbesondere von den Austauschstellen, mit geeigneten Maßnahmen, und mit einer vorübergehenden Einschränkung des deutsch-schwedischen Praktikantenaustauschs, diese Frage einer schnelleren Lösung zugeführt wird.

Wolfgang H. Fischer

Hochschulnachrichten

Gießen

Für das Amtsjahr 1956/57 wurden zum Dekan gewählt: von der Naturwissenschaftlichen Fakultät Prof. Dr. Egon Ullrich, Ordinarius für Mathematik; von der Landwirtschaftlichen Fakultät Prof. Dr. Ernst Brandenburg, Ordinarius für Phytopathologie; von der Veterinär-Medizinischen Fakultät Prof. Dr. Rudolf Wetzel, Ordinarius für Veterinär-Parasitologie, Bienenkunde und Bienen-Pathologie; von der Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung Prof. Dr. Karl Voßschulte, Ordinarius für Chirurgie. Zum Leiter der Allgemeinen Abteilung wurde Prof. Dr. Martin Greiner gewählt.



HOHNER

ROLF KERST

Inh.: E. Groß

Fachbuchhandlung für Rechts- und
Wirtschaftswissenschaft

Klingerstraße 23 (zwischen Zeil und Gericht):

Sortiment und Antiquariat

Schloßstraße 81: Antiquariat

Aus unserem Antiquariat empfehlen wir besonders
Vorauslagen der Beck'schen Kurzkommentare (u. a.
Palandt, BGB. in den Auflagen 1949—1955)

Mit einigen Habunseligkeiten irgendwo neu anzufangen — neuerungssüchtig einmal

rebellieren

um dann wieder heimzukehren, zwischen die vertrauten Habseligkeiten, sich mit der Welt abfinden, wie sie nicht ist.

☆

Aus der Stille gemeißelt
puritanische Sätze
für all die schwindenden
Gesichter
Namen

Was soll es, er fragte sich, nachdem er einige Zeit an dem Kopf gestanden und sich an den neuen Aspekt gewöhnt hatte, wobei er jedoch diese Kopfarbeit zu guterletzt überschätzte, denn er kam nicht von der Stelle.

☆

Reduk- tionen



Er drängte sich vor, mühsam und zuweilen mit dem Nachdruck seiner Ellenbogen. Die Menschen deuteten dort und dort hin. Schließlich stand er an der Spitze der Neugierigen vor einem Abgrund, in den er enttäuscht hineinstürzte.

☆

Schlingernden Schrittes kam er auf die Theke zu.
einen Whisky bitte!

Unterwegs schlug er einige Gäste nieder, entschuldigte sich beiläufig wegen seiner Aufdringlichkeit und trank schließlich, indem er sich auf die Zehenspitzen stellte, das Zeug in einem Zug und weinte über den Zustand der Welt — er weinte auch noch, als er den Raum verließ — und wurde immer kleiner, bis er in die Gosse fiel.

☆

Auf dem Hinweg beflügelte Eifer seine Schritte. Der schäbige Mann ging durch die Straßen, die Menge wie Wogen zerteilend, er hatte sich das Ziel so fest eingepägt, daß er in keine Seitenstraße abirrte, dort und dort herumsuchte.

nein erst einmal angekommen, hätte er den Weg sich niemals zu machen brauchen.

☆

Selbst nackt konnte er seine schäbigen Kleider nicht verhehlen.



Er setzte sich mit überkreuzten Beinen an eine Straßenecke und mußte trotz heftiger Gegenwehr die Almosen über sich ergehen lassen.

☆

Ohne Umstände leben.

Der Hürdenspringer verzweifelte an seinem Talent. Es gab nichts, was sich ihm in den Weg stellte und schließlich waren es seine eigenen Füße, über die er stolperte.

☆

Der schäbige Mann zerblätterte eine Rose und dachte nichts weiter.



☆

Er spielte mit seinen Fingern: unaufhörlich nach einem nur ihm bekannten System. Er verlor, ohne die Miene zu verziehen. Er brachte es nicht fertig, sich selbst zu betrügen.

☆

Das Mädchen ließ die Hand nicht zu, die sich auf seinen Scheitel legte, und sprang kichernd in eine Ecke, wo sie schnell errötete. Der schäbige Mann stutzte und schlug eine andere Richtung ein.



Mit einem Regenschirm stieß er gegen den Himmel. Ein Wind blähte seinen Mantel auf. Er ging durch die Stadt und gab sich den Blicken preis, die ihn immer mehr abnutzten.

☆

Daß das Reife fällt, ist nicht sein bestes Zeichen.

☆

Bei einer Gesellschaft trug er ein Gedicht vor, indem er die Vokale ausließ. Das Gezische und das Gestammel, die konsonantische Anstrengung hielt man für Geburtsschwierigkeiten einer vokalischen Ironie . . . er schwieg sich darüber aus.

☆

seinen Hund nannte er hier, um die Parole zum Namen zu machen eine Ersparnis, über die er bei niemanden Rechenschaft ablegen mußte, im Spiegel schämte er sich eines anzüglichen Grinsens, das er nur auf sich selbst beziehen konnte.

☆



Jeder Satz schmerzt.

Er träumte den Kopf etwas vorgeschoben beim Gehen von einem Traum, die Zukunft betreffend

einige Schritte weiter fand er den gleichen V o r w a n d.



Aus disziplinarischen Gründen ging er kerzengerade; nur im Traum krümmte er sich.

☆

Auf Nimmerwiedersehn. Weiter weggegangen überließ er sich seiner Traurigkeit — das hinderliche Erbstück seiner Eltern. Da nichts zu ändern war, dachte er sich Seiteneinundausgänge aus.

☆

Weil man ihn immer für den hielt, der er tatsächlich war, wurde er eine Fliege mit einem Löwenherz — weil hätte das gedacht.

☆

Was es nicht alles gibt, flüsterte der schäbige Mann und suchte den Geber, jedoch bei jedem Erfolg wieder in die Worte fallend, was es nicht alles gibt.

☆

Im Museum war ein Fenster die einzige Sehenswürdigkeit.
Es war zu öffnen.

☆

Ein schwächtiger Mann, allzusehr in eine Zeitung vertieft, spürte nicht, wie ihn der Tod überraschte. Mit raschelder Zeitung rutschte er zu Boden, zum Erstaunen einiger Passanten, die ihre Gedanken für den Augenblick unterbrachen, um dann mit einem Kopfschütteln wieder die Ordnung herzustellen.

